dar

5

ARMEERUNDSCHAU · SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1981

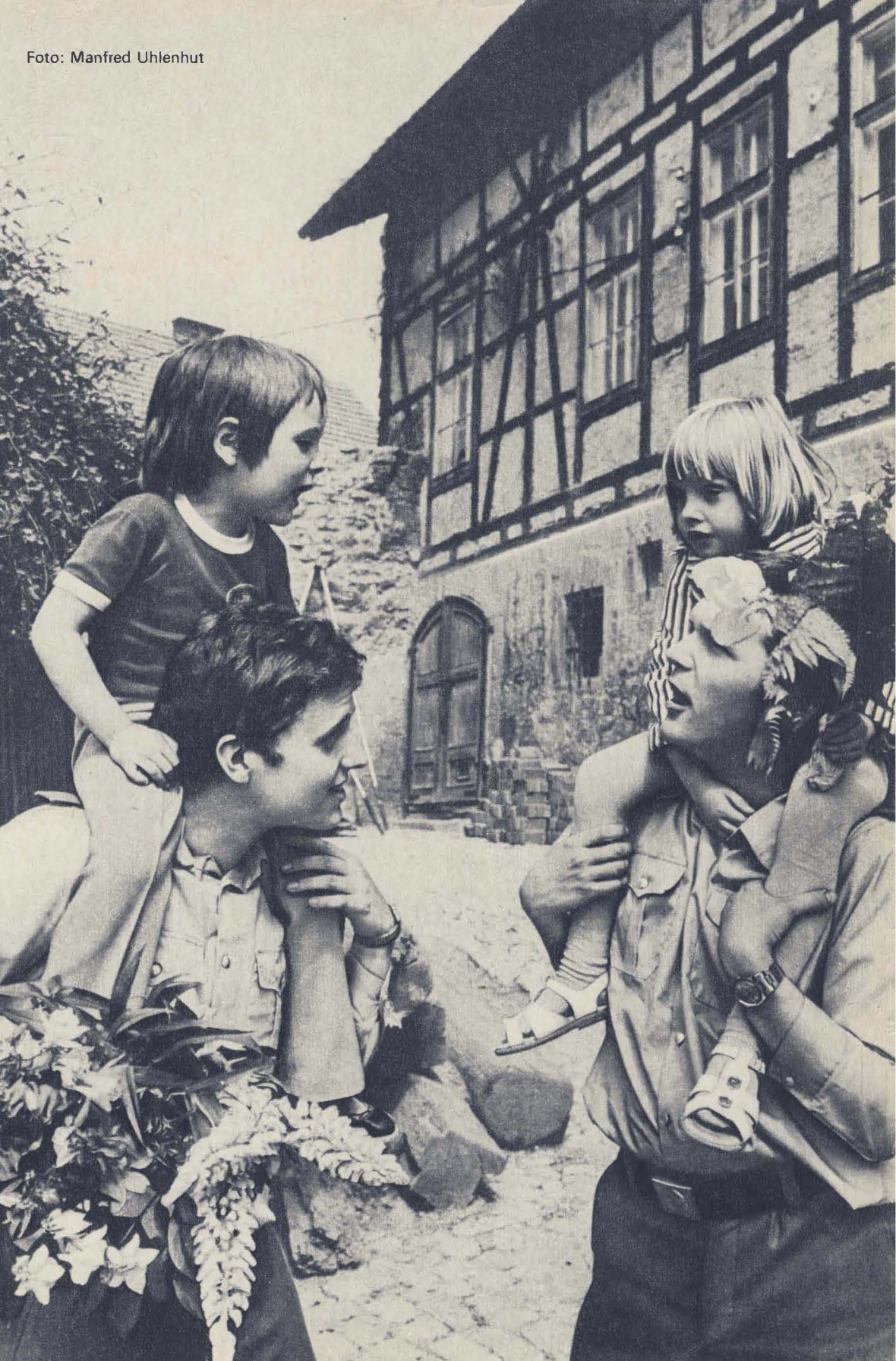


Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

Wieviel Gesichter hat die Aggression? Soldat Jochen Kerda

Darüber gab es in Ihrer Stube eine Diskussion. Wohl ist Ihnen klar, daß mit militärischer Gewalt vorgetragene imperialistische Überfälle eindeutige Aggressionen sind; und zu Recht verweisen Sie auf den Vietnamkrieg und die Eroberungspolitik Israels. Die Streitfrage war, ob es auch noch andere Formen der Aggression gibt.

Ja, die gibt es.

Welche aber sind es – und wo rühren sie her?

Sie sprachen vom Imperialismus. Er ist seinem ökonomischen Wesen nach Monopolkapitalismus, den Lenin so charakterisierte: „Damit das Monopol zum vollen Monopol wird, müssen die Konkurrenten nicht nur vom inneren Markt, sondern auch vom äußeren Markt, müssen sie in der ganzen Welt verdrängt werden." Darin wurzelt die grundsätzliche Aggressivität dieser Haben-haben-haben-Gesellschaft, die alles haben will: Rohstoffquellen und Einflußgebiete, unbegrenzte Möglichkeiten zum Anlegen von Kapital und für die Profitmacherei, fremde Länder und Völker zur Ausbeutung. Ein besonderer Dorn im Auge sind ihm jene Teile der Welt, in denen der Sozialismus gesiegt hat und wo die Völker ihren eigenen Weg gehen. Was der unumschränkten Monopolherrschaft hinderlich ist, soll „in der ganzen Welt verdrängt werden". Deswegen gefallen sich die USA in der Rolle des Welt-Sheriffs, will die BRD die Nr. 1 in Europa sein.

Nicht überall und nicht immer kann der Imperialismus dafür die militärische Aggression einsetzen: vor allem hindert ihn daran die Macht des real existierenden Sozialismus. So versucht er es eben auch mit anderen Formen. Mit Handelssperren. Mit Ausfuhrverboten wie dem Stopp von Getreidelieferungen an die UdSSR. Mit wirtschaftlicher Blockade wie gegenüber Kuba. Mit ökonomischem Druck und Vertragsbrüchen. Aber auch mit Mitteln der politischen und juristischen Aggression. Denn was anders als ein Aggressionsakt ist jener Beschluß der westdeutschen Kultusministerkonferenz aus jüngster Zeit, nach dem auf BRD-Landkarten das „Deutschland in den Grenzen von 1937" weiter existiert? Heißt dies im Klartext nicht das Vereinnahmen der DDR, von Teilen Polens und der UdSSR? Oder ist es etwa nicht aggressiv, unseren Bürgern ihre eigene Staatsbürgerschaft absprechen zu wollen und sie als Staatsbürger der imperialistischen BRD zu behandeln? Werden damit nicht ganz handfeste Herrschaftsansprüche erhoben, die weit über das eigene Staatswesen hinausgehen und hinauslaufen auf die direkte Einmischung in die Souveränitätsrechte und inneren Angelegenheiten anderer Staaten? Oder ist der gegen uns gerichtete Ätherkrieg, die mit einem Riesenaufwand geführte ideologische Diversion nicht ein Angriff auf die Hirne und Herzen der Menschen? Die Antworten liegen in den Fragen.

Die imperialistische Aggression hat also in der Tat viele Gesichter. Dabei spielen die hier (nur in einer kleinen Auswahl) erwähnten Formen sowohl eine flankierende als auch eine vorbereitende Rolle für den Einsatz militärischer Gewalt als schärfster Ausdruck imperialistischer Aggressivität. Lassen Sie mich dazu mit einem Satz unseres Verteidigungsministers, Armeegeneral Heinz Hoffmann, schließen: „*Jedes* der angewendeten Mittel und Methoden des Kampfes gegen den Sozialismus, wie wir sie in Friedenszeiten erleben, soll das wichtigste Instrument imperialistischer Politik, den Militärapparat und seinen expansiven Einsatz, gleichermaßen fördern, abstützen und verschleiern."

★

Muß sich jeder Soldat impfen lassen? Gabriele Holster

Schutzimpfungen schützen gegen Krankheiten und Epidemien und gehören zur Erhaltung der Kampfkraft jedes Armeeangehörigen. Geimpft wird deswegen gegen Pocken, Wundstarrkrampf (Tetanus), Typhus/Paratyphus, und Virusgrippe. Daran haben entsprechend der Innendienstvorschrift DV 010/0/003 alle Genossen teilzunehmen – es sei denn, sie werden auf ärztliche Anordnung davon befreit.

Es kann nie und nimmer eine Frage des persönlichen Ermessens sein, ob dieser oder jener zum Impfen geht. Soldaten leben in Gemeinschaftsunterkünften und damit auf engem Raum zusammen: das stellt besonders hohe Forderungen an die Hygiene und an den vorbeugenden Gesundheitsschutz. Zudem haben sie im Gefecht eine gemeinsame Kampfaufgabe zu erfüllen und sich dabei eben auch darauf einzustellen, daß der mögliche imperialistische Gegner sie nicht nur mit Patronen, Granaten und Raketen beschießt, sondern auch mit Krankheitserregern. Die Schutzimpfungen beugen also auch unter diesem Gesichtspunkt möglichen Schädigungen der Gesundheit vor und dienen damit unmittelbar einer hohen Gefechtsbereitschaft aller Einheiten und Truppenteile. Und im übrigen: gerade Soldaten sollten sich doch am allerwenigsten von einer Injektionsnadel oder Impfpistole schrecken lassen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Fritzsch

Chefredakteur

Selig, wer des Mai's sich freut

. . . und, möchte ich besonders im Namen meiner uniformierten Stammleser ergänzen, Zeit und Ort hat, um sich des Mai's erfreuen zu können, nicht wahr? Aber keine Angst, die sprichwörtlichen Wonnen dieses Monats haben mich keineswegs dazu verführt, Euch meine neuen Bücher und Platten in Versform zu preisen. Aber Spaß bringt's schon, z. B. Lyrik von Johann Gaudenz von Salis-Seewis zu lesen. Aus seinem „Mairegen" nutzte ich eine schöne Zeile für meine Überschrift. Nun braucht man sich nicht gleich Vorhaltungen bezüglich des fehlenden Namens in seinem persönlichen Literatenregister zu machen; der sprachgewandte Herr wirkte bereits 1762 bis 1834. Man kann aus dieser Zeit schließlich nicht jeden kennen. Eigentlich schade, denn die schreibenden Herren jenes Jahrhunderts vermochten ihre amourösen Abenteuer auch ebenso amourös zu verarbeiten.

Von Johannes Bobrowski ist im Eulenspiegel Verlag ein Sammelbändchen herausgekommen, das, nach eigener Aussage, „mehr auf Lebenslust, Laune und Witz aus ist als auf poetischen Glanz". So heißt der Titel denn auch „Wer mich und Ilse sieht im Grase" und läßt deutsche Poeten des 16. Jahrhunderts zu Worte kommen, mit ihren einschlägigen Erfahrungen und Kenntnissen über die Liebe und die Frauenzimmer.

Aber für diesen Monat gibt es noch weitere Gründe, um als ein besonderer angesehen zu werden. Einer heißt: Woche des Buches. Die meisten Veranstaltungen dazu werden im Bezirk Erfurt stattfinden. Der Militärverlag der DDR wird Euch im dortigen Haus der Armee Lesungen präsentieren, mit Walter Flegel aus seinem vieldiskutierten Neuling „Es gibt kein Niemandsland" und, sozusagen als Vorpremiere, mit Harry Gerlach aus seinem biographischen Roman „Die weiße Spur" über den Skilangläufer Gerhard Grimmer. Selbiger Verlag hat außerdem Anlaß zum Feiern – er hat 25. Geburtstag. Das bedeutet ein Vierteljahrhundert erfolgreiche Buchproduktion oder 2800 Titel in mehr als 3600 Ausgaben mit 100 Millionen Exemplaren. Also unter anderem Kalender, militärische Schriften, Bildbände, Waffengeschichte, Memoiren, Reihe „Kleine Militärgeschichte" . . .

Und aus letztgenanntem eine Edition, die mir gerade auf den Tisch gekommen, also brandaktuell ist. „Für ein sozialistisches Vaterland" heißt sie, und es sind Lebensbilder über zehn deutsche Kommunisten und Aktivisten der ersten Stunde. Über Hans Kahle, den ehemaligen Preußenoffizier, der im spanischen Bürgerkrieg Führer einer Division war, im britischen Exil Mitbegründer der Bewegung „Freies Deutschland" und nach 1945 die neue Polizei in Mecklenburg mit aufbaute. Über Theodor Winter, den Schwiegersohn von Wilhelm Pieck. Aus der sowjetischen Emigration schickte ihn die Kommunistische Partei zusammen mit Käthe Niederkirchner zum Einsatz in die deutsche Heimat. Dort fiel er der Gestapo in die Hände. Sie ermordete ihn.

Der Herausgeber meiner nächsten Edition ist ebenfalls ein Jubilar – der Mitteldeutsche Verlag Halle wurde vor 35 Jahren gegründet. Aus ihm das beeindruckende Buch „Das verlorene Jahr" von Diego Viga. Zeit der Handlung: 1947, Ort: Bogotá in Kolumbien, Thema: Exil und Emigranten, vorwiegend jüdische. Diego Viga ist Jude, heißt eigentlich Paul Engel, Prof. Dr. med. Dr. h. c., und mußte während des Faschismus seine österreichische Heimat verlassen. In dem Prof. Johannes Kramer, eine der Hauptfiguren des Romans, beschreibt er wesentlich auch sein eigenes Schicksal. „Menschen werden in eine andere Welt versetzt. Wie benehmen sie sich? Ändern sie sich?" Antworten auf diese selbst gestellten Fragen gibt Viga hauptsächlich.

Jener Mann, der den Mut besaß, seinem Adelsstand und damit seinem wohlklingenden Namen Arnold Friedrich Vieth von Golßenau ade zu sagen und einer der bedeutendsten Vorkämpfer sozialisti-

scher Literatur wurde, war Ludwig Renn. Wie und warum er diesen seltenen Schritt konsequent vollzog, darüber hat Ludwig Renn – bereits achtundachtzigjährig – eine Autobiographie geschrieben. „Anstöße in meinem Leben" (Aufbau-Verlag) überschaut und interpretiert die Zeitspanne von seiner Kindheit über den ersten Weltkrieg bis zu dem für ihn letztlich entscheidenden Jahr 1927, in jenem nämlich wurde er eingeschriebener Kommunist.

Die Erfahrungen des bisherigen Lebens und Konsequenzen daraus für das kommende – darüber dachte auch ein Mann nach, seines Zeichens erfolgreicher und damit gutverdienender Fernsehautor in München; in einer Welt also, in der diese beiden Eigenschaften als absolute angesehen sind. Dennoch – unser Held fühlt sich vermarktet: Sobald er sein Drehbuch aus der Hand gibt, hat er jeden Einfluß darauf verloren, wird er zum austauschbaren Autor XY. Aus seinen Erkenntnissen schafft er sich eine scheinbare Lösung, indem er in ein einsames Bergdorf übersiedelt und einen Roman über das Ganze schreibt. „Die fünfte Jahreszeit" nannte der Münchner Schriftsteller Günter Seuren dieses Stückchen Auseinandersetzung mit seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit. Erschienen im Aufbau-Verlag.

Wesentlich konsequenter ist da eine Erzählung des Franzosen Robert Linhart (Volk und Welt) geschrieben. Fast ein ganzes Jahr, von September 1968 bis Juli 1969, arbeitete der junge linke Intellektuelle an einem Fließband in den Pariser Citroën-Autowerken, um der Arbeiterklasse hautnah zu sein, besonders nach den Ereignissen im Mai und Juni 1968 in Frankreich. Etliche Jahre später schrieb er darüber die erwähnte Erzählung „Eingespannt". Wenn Euch interessiert, wieviel Ängste und monotone Arbeiten in den begehrten Produkten dieses großen Konzerns stecken, kann ich den Linhart nur empfehlen.

Zum Ende noch eine Kostbarkeit, so recht passend in die Hochstimmung dieses Monats: Vier Konzerte für Horn und Orchester von Wolfgang Amadeus Mozart (Melodija/Eterna 827339). Sie entstanden in der wohl unbeschwertesten Lebensphase des Komponisten, in der ersten Hälfte des Wiener Meisterjahrzehnts, zwischen 1782 und 1786.

Laßt's Euch gut gehen. Tschüß

Eure Bibliothekarin

Die Illustration von Gerhard Goßmann entnahmen wir der Erzählung „Strom ohne Brücke" von Otto Emersleben, Verlag Neues Leben.

Warum

LEUTNANT UWE WEGFRASS
Absolvent der Offiziershochschule „Ernst Thälmann", vormals Facharbeiter für Nachrichtentechnik
Kommunist seit 1978
Mitglied der Leitung der SED-Grundorganisation und Sekretär der FDJ-Organisation seiner Kompanie
Berufsmotive: Die im Elternhaus geförderte positive Einstellung zum Arbeiter-und-Bauern-Staat, die proletarische Erziehung im Arbeitskollektiv und der Wunsch, jungen Bürgern militärisches Wissen zu vermitteln.

Weder Orden noch Medaillen schmücken seine Brust. Wie sollten sie auch? Den überwiegenden Teil seiner bisherigen Armeezeit hat er die Bänke der Offiziershochschule gedrückt. Nach Monaten erst zählen seine Erfahrungen in der Truppe. Die Genossen im Truppenteil „John Schehr" sagen dir aber, über den könntest du schreiben. Warum soll gerade er es sein? Fragst du. Und verläßt dich wie immer in solcher Situation auf das, was der Betreffende und seine Genossen denken und fühlen. Was also bewegte den Leutnant und seine Soldaten, als sie sich das erste Mal gegenüberstanden? Noch keine zwei Monate ist's her. „Ich kannte lediglich ihre Personaldokumente und erwartete die Genossen mit gemischten Gefühlen. Über ein Dutzend verschiedener Berufe. Werden sie da zueinanderfinden? Einige sind in meinem Alter oder darüber. Manche haben schon Frau und Kind. Abiturienten sind dabei, aber auch welche, die vor der 10. Klasse aufgegeben haben. Doch dann sahen sie ganz anders aus, als ich sie mir vorgestellt hatte. Beeindruckt vom

gerade er?

Moment ihres Soldatwerdens, um nicht zu sagen, etwas ängstlich. Die Personalbögen? Mir war, als hätte ich sie nicht gelesen."
Den Soldaten wiederum ist der Leutnant zu jung. Aber wie er dann sagt, die Umstellung vom zivilen auf das militärische Leben sei schon schwer. Er bemerkt, auch Verständnis für das ihnen noch ungewohnte Verhältnis von Vorgesetzten und Unterstellten zu haben, fanden sie eine Beziehung zu ihm. Eine Armee, so erklärte er ihnen weiter, muß einheitlich handeln. Alles, was sie fortan tun würden, bestimme der Vorgesetzte. Nach dessen Befehlen habe sich das Leben in der Truppe zu richten. Sicher, so räumte er ein, werde dies für alle Probleme bringen. Man werde sie nicht wegreden, aber auch nicht für sich allein lösen können. Er hat sie geradezu gebeten, ihn ihre Sorgen wissen zu lassen. Wenn auch vieles für sie zu forsch gesagt war, beruhigte es sie, als der Leutnant zugab: „. . . an diesem Wechsel von Produktionsbetrieb zur Armee, daran hatte auch ich mal zu knabbern."
Leutnant Wegfraß erinnert sich: „Sie zeigten sich verständnisvoll und willig. Trotz des vielen Neuen, dem sie sich am ersten Tage stellen mußten. Nur hatte ich das Gefühl, das Abtasten kommt erst noch. Ich irrte nicht. Die Ruhigen waren es, die besonnen Auftretenden, die mich in den nächsten Tagen zu testen suchten. Nun, diese Fragerei kannte ich. Ein neuer Lehrer an der Offiziershochschule wurde auch ‚ausgetrickst'. Mit dieser Fragerei konnte da schon ein Unterricht geschmissen werden. Warum sollte es mir anders gehen? Nur wußte ich in den Momenten erst nicht, wie ich mich verhalten sollte. Abwimmeln oder darauf eingehen? Schließlich habe ich mich durchgerungen, zuzugeben, überfragt zu sein, und versichert, mich zu informieren, um später zu antworten. ‚Herumeiern' hat doch keinen Zweck. Man verstrickt sich nur und die Autorität schwindet."
So war für den Anfang das Verhältnis zwischen Leutnant und Soldaten geklärt. Du weißt aber, zwischen dem einen und den anderen stehen die Unteroffiziere. Du kehrst also wieder zu den ersten Eindrücken zurück.
Auf seine fünf Halbjahre Dienst in dem Truppenteil stützte Unteroffizier Hahn, der 1. Gruppenführer, seine Meinung: „Der wird Idealvorstellungen haben, so was bringen die ja alle von der Offiziershochschule mit." Streng wirkte der Leutnant auf Unteroffizier Ehrlich, den 2. Gruppenführer. Die beiden anderen Unteroffiziere hatten sich sicher auch was gedacht, nur äußerten sie sich nicht. Du verzichtest vorerst auf des Leutnants Meinung und orientierst dich an der von Hauptmann Goldenbaum, seinem Kompaniechef: „Ich konnte ihm nur die Unteroffiziere geben, die zur Verfügung standen. Und einen eben im zweiten Dienstjahr stehenden Berufsunteroffizier als seinen Stellvertreter. Der ist genau so neu in der Funktion wie der Leutnant. Dann den erfahrenen Unteroffizier Hahn. Unteroffiziere wie er, im fünften oder sechsten Diensthalbjahr, beherrschen das militärische Einmaleins besser als die Absolventen der Offiziershochschule. Nur spielen sie das oft in ihrem jugendlichen Übermut gegenüber den jungen Offizieren aus. Diesen

„. . . die sozialistischen Staaten beschleunigen durch ihre Existenz den revolutionären Weltprozeß. Unser glückliches Leben im Sozialismus haben die Kämpfer gegen Imperialismus in aller Welt vor Augen . . .

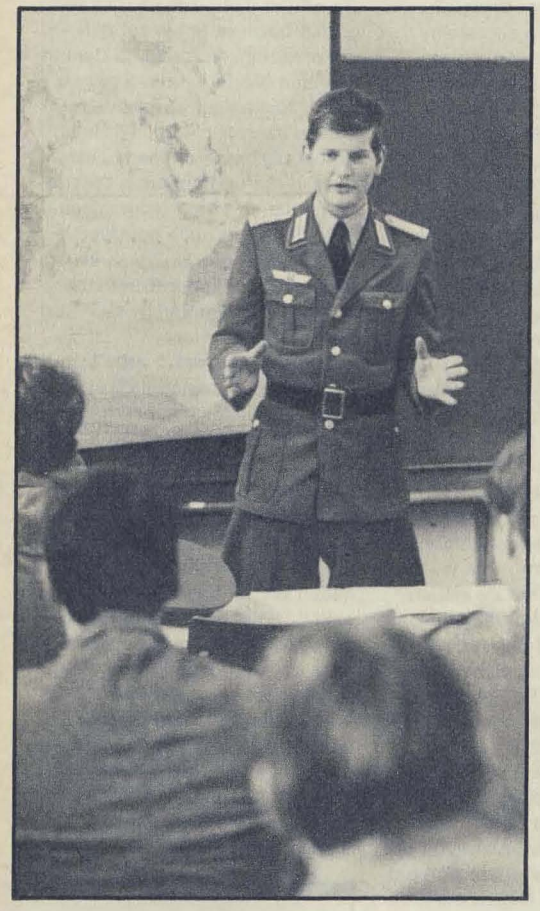
. . . das spornt die Völker in ihrem Befreiungskampf an. Das bestehende militärstrategische Gleichgewicht beschränkt die Möglichkeiten des imperialistischen Klassengegners. . .

Unteroffizier durfte sich der Leutnant nicht zum Rivalen machen. Dann mußte ich ihm zwei Genossen geben, die gerade von der Unteroffiziersschule gekommen waren. Mir war klar, ihnen hatte er nicht gerade das gleiche, doch noch ebensoviel wie seinen Soldaten beizubringen. Nur hoffte ich, er würde sie nicht wie die Soldaten behandeln." Nein, du gibst ihm damit nicht recht, dem Unteroffizier Hahn, wenn du die Selbsteinschätzung anführst, mit der Leutnant Wegfraß von sich sprach: „Natürlich fällt uns Absolventen vieles schwer. An der Offiziershochschule ist die Truppe eben immer Gegenstand, nie ist man mitten drin. Wir haben dort auch Probleme gehabt. Nur waren sie im wesentlichen für alle gleich und wurden von allen für alle im Kollektiv geklärt. Hier sind wir Einzelleiter. Müssen uns informieren, selbst eine Meinung bilden und vor allem entscheiden. Dazu kommt, daß jeder Dienstgradältere, der einem dann über den Weg läuft, versucht, auch noch seine Kenntnisse mit hineinzustopfen. Es dauert eine Weile, bis man richtig entscheiden kann. Oft macht man's dann nach dem eigenen Kopf, und merkt den Fehler zu spät."

Das sind die Gegebenheiten, das „Gepäck" also, mit dem Leutnant Uwe Wegfraß, 23 Jahre alt, auf der Offiziershochschule Kommunist geworden, mit seinem Zug abmarschiert. Solches ist dir schon oft begegnet. Du weißt, sein 3. Zug kann in diesem Moment nicht besser oder schlechter sein als ein anderer Zug in gleicher Situation. Zu Beginn muß man nehmen, was man bekommt. Was daraus gemacht wird, ist die nächste Frage. Und die interessiert dich.

Der Leutnant: „Es begann die Grundausbildung. Die ist immer schwer für die neuen Soldaten. Doch es hat sich keiner gedrückt. Man merkt, diese vernünftige Einstellung zur Leistung bringen die Genossen aus ihren Arbeitskollektiven mit." Nun die Soldaten. Genosse Moosbauer, IMG-Schütze: „Wie es über die Sturmbahn geht, hat uns der Leutnant gezeigt und auch vorgemacht. Der bringt das aus dem Effeff." Genosse Jung,

. . . es kann ein offenes Eingreifen der imperialistischen Militärblöcke verhindern. Dieses militärische Kräfteverhältnis ist aber keine für immer erreichte Größe, Genossen . . .



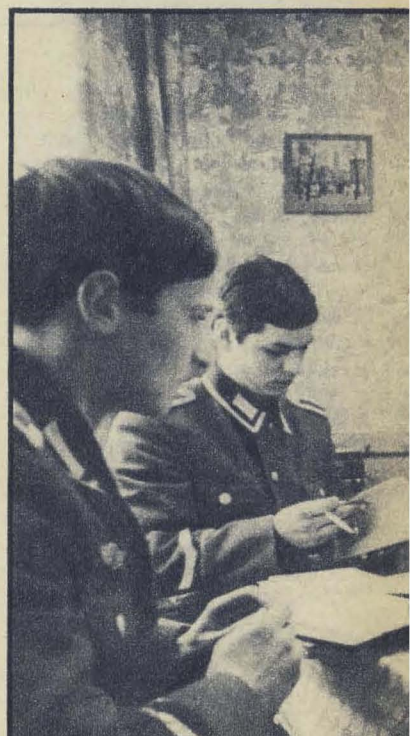
. . . täglich muß es in der Gefechtsausbildung der sozialistischen Armeen gefestigt werden. Hier, Genossen, liegt unsere Verantwortung für Frieden und Fortschritt in der Welt!"

Panzerbüchsenschütze: „Der Unteroffizier verlangte tarnen. Es gelang uns nicht gleich. Da kam der Leutnant hinzu. Geduldig erklärte er, wie alle Teile, die klappern könnten, richtig festzumachen sind. Machte uns klar, daß man im Laubwald kein Nadelgehölz zum Tarnen nimmt. Zeigte, wie man sich das Gesicht abdunkelt, am besten mit verkohltem Papier." Genosse Meinhold, MPi-Schütze: „Unsere Aufregung begegnet er mit Ruhe. Auch mal lachen kann man bei ihm." Genosse Körner, MPi-Schütze: „Als Parteiloser gehörte ich in der Maxhütte zur Kampfgruppe. Da habe ich schon einiges gelernt. Trotzdem waren die ersten Tage draußen auf dem ‚Acker' für mich anstrengend. Bei all unserer Unbeholfenheit, der Leutnant blieb korrekt und sachlich."

Sein Vorbild, seine Ruhe wirkten also. Vom Kompaniechef erfährst du dazu, er beließ es nicht dabei. Der Hauptmann sagt: „Er hat dem Zug eine klare Linie gegeben!"

Du hörst, dahinter verbirgt sich, daß Leutnant Wegfraß seinen Soldaten darlegte: Untrennbar sind Frieden und Sozialismus. Wohlstand und soziale Sicherheit bleiben bewahrt, wenn der imperialistische Klassengegner zum Frieden gezwungen wird. Nur militärisch starke sozialistische Armeen können diesen Zwang ausüben. Der Wille und das Können des einzelnen, haben sie nicht den Wert des Produktionsergebnisses in ihren Arbeitskollektiven bestimmt? Genauso verhalte es sich mit dem Kampfwert der NVA, der dem Klassengegner keine Chance lassen darf. Auch ihn beeinflußt der persönliche Einsatz eines jeden Soldaten. Soldat Moosbauer empfindet das so: „Des Leutnants Hobby ist der Politunterricht. Er macht ihn nie mit der linken Hand. Wenn er mit uns diskutiert, bekommt man eine ganz andere Einstellung zu dem, was man zu Hause schon geschaffen hat. Als Baufacharbeiter habe ich mich über jeden Neubau gefreut. Hier beginne ich noch ganz anders darüber zu denken. Immer, wenn ich aus dem Politunterricht komme, habe ich was gewonnen." Auf der Hand liegt, wie leicht, besser, wie gründlich

sich auf dieser Erkenntnis mit den Soldaten über Befehl, Disziplin und Ordnung nachdenken läßt.
Der Hauptmann sagt dir noch: „Um die Kollektivbildung sorgt er sich, vor allem um ein harmonisches Zusammenleben."
Zusammenleben und harmonisch? Du fragst, wie ist das möglich mit neun oder gar mehr verschiedenen Charakteren auf einem Zimmer, daß nur etwas größer als zu Hause die Gute Stube ist? Du hörst, der Leutnant hätte eine grobe Interesseneinteilung vorgenommen. Den Rauchern hat er nahegelegt, aus Rücksicht auf die Nichtraucher vor dem Schlafengehen nicht mehr auf den Stuben zu rauchen. Er würde darauf achten, daß dem Schwächeren, wo auch immer nötig, geholfen wird. Er hätte es nicht geduldet, daß Differenzen beim Kartenspielen durch grobe Späße beglichen werden. Vor dem Kollektiv hat er von den Übeltätern Einsicht und als Wiedergutmachung besondere Anstrengungen in der Ausbildung verlangt. Vor allem stelle er sich vor seine Soldaten, wenn es nötig ist. Nicht weil die Hauptfeldwebel an sauberen Fußböden schlechthin ihre Freude haben, müssen sie blank sein. Es ist ein Gebot der Hygiene. So wird also mit Nachdruck darauf geachtet. Allerdings waren die Fußböden des 3. Zuges immer „dreck"braun, so sehr man auch schrubbte, und so ständig für die kontrollierenden Vorgesetzten ein Stein des Anstoßes. Das ließ auch Leutnant Wegfraß nicht ruhen. Er verglich alle Fußböden in den Zimmern der Kompanie miteinander. Bei der letzten Renovierung mußte man in den Stuben des 3. Zuges das Abziehen der Fußböden vergessen haben. Der Leutnant setzte dem Kompaniechef so lange zu, bis der Fußbodenglanz im 3. Zug nicht mehr das ausschlaggebende Reinlichkeitskriterium war.
„Sowas beeindruckt", sagt dir der Kompaniechef und erzählt weiter: „Mir wurde vom Bataillon gemeldet, der 3. Zug hat keinen Frühsport gemacht. Ich habe mir Leutnant Wegfraß geholt und gesagt: ‚Leutnant, so geht das nicht . . . !' Wenig später meldete er sich wieder bei mir, diesmal mit der Mitteilung: Vom OvD des Truppenteils wäre sein Zug über den Hauptfeldwebel zum dringlichen Außenrevierreinigen eingeteilt worden, da konnte er nicht am Sport teilnehmen. Donnerwetter, dachte ich, er hat sich also erst erkundigt, ob es auch stimmt, bevor er seine Soldaten und Unteroffiziere ‚rannimmt."
Du denkst und sagst es auch. Vielleicht traute er sich nicht vor seine Soldaten. Nein, wird dir widersprochen. Der Leutnant nutzt jede Gelegenheit, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen, ob sie angenehm oder heikel sind.
Da hatte es geheißen, es sollten 25 Prozent vom Bataillon in Weihnachtsurlaub fahren können. Gute Dinge glaubt man, auch wenn sie unwahrscheinlich klingen. Doch bald mußte das Mißverständnis zugegeben werden. Es durften nur 25 Mann sein, je Kompanie nicht mehr als sieben. Auch Leutnant Wegfraß hatte zur Freude seiner Soldaten recht großzügig den Urlaub verplant. „Nun mußte ich auf die Stuben gehen, den Familienvätern klarmachen, es geht nicht. Einem bin ich bald zwei Tage hinterhergelaufen, bis er es überwunden hatte." Zur Mühe des Leutnants sagt Soldat Körner: „Gerade weil er sich nicht von uns ferngehalten hat, sondern sich entschuldigte für das Mißverständnis eines Schreibers, für das der Leutnant nichts konnte, sind wir von ihm so überzeugt."
Nun, der Leutnant hat seine Soldaten „im Griff". Sie sagen es selbst. Wie steht er mit den Unteroffizieren? Du erinnerst dich, vom Kompaniechef zu wissen: „Er ist sich mit seinen Ausbildern im klaren darüber, wie es vorangehen soll." Haben die Unteroffiziere seine „Idealvorstellungen" akzeptiert? Der mit Abstand erfahrenste unter ihnen sieht das so: „Der Genosse Leutnant hat sich mit uns zusammengesetzt und seine Richtlinien gegeben. Ich dachte, der wird wohl zackiger werden als nötig. Doch seine Dienstdurchführung gefällt mir jetzt. Der ist schon Fachmann. Mit welcher Geduld er die Soldaten ausbildet. Immer das Wichtigste im Auge behält. Bei uns mot. Schützen ist und bleibt das der Sturmangriff. Da ruht er nicht, bevor jeder begriffen hat: Die Salve auf den gegnerischen Graben und der einheitliche Sturm auf die Stellung hat in einem Atemzuge zu erfolgen. Nur so kann der Angreifende im Vorteil bleiben. Vor allem versteht er es, diese und andere taktische Regeln auch schon beim ersten Schießtraining noch auf dem Kasernenhof den Soldaten klarzumachen." So Unteroffizier Hahn, nun vollkommen von seinem Zugführer eingenommen. Wo ist da sein erster Eindruck? Jetzt erst fragst du den Leutnant dazu: „Unteroffizier Hahns praktische Erfahrung als Ausbilder ist umfangreicher als meine sein kann. Darauf baut er alles. Eine gewisse Überheblichkeit gegenüber uns jungen Zugführern, gewisse Kommentare auf meine Befehle wie: ‚. . . das haben wir schon mal anders gehabt!' Die habe ich mir verbeten. Eine begründete Meinung von ihm höre ich mir gern an und befolge sie oft, weil er was kann. Gegenüber seinen Soldaten ist er korrekt und führt sie gut. An ihm muß man dranbleiben. Bei der Ausbildung gebe ich ihm solche Aufgaben, die ihn ausfüllen, die seinem Fachwissen entsprechen."



„Beim Genossen Hahn und einem Gefreiten im dritten Diensthalbjahr", so sagt dir der Politstellvertreter der Kompanie, Hauptmann Eichholz, „hat der Leutnant ein bemerkenswertes Stehvermögen gezeigt." Mal kletterten die beiden zu spät aus dem Bett, mal gingen sie nicht mit zum Essen. Eben, hier und da fielen sie auf, mit Kleinigkeiten, aber so, daß es jeder merken sollte. Das Maß wäre voll gewesen, so der Politstellvertreter, um ihre Urlaubsgesuche abzulehnen. Leutnant Wegfraß hat sie aber befürwortet, und ließ sich da nicht reinreden. Er sah für die Urlaubsverweigerung noch keinen Grund. Und der Leutnant hat sich nicht geirrt, sagt Hauptmann Eichholz, beide Genossen sind nach dem Urlaub sehr diszipliniert.

Doch also Ärger und ein längeres Zusammenraufen, denkst du.

„Ärger", der Leutnant winkt ab. „Das sind eben Umstände, die schon mal auftreten können. Diese gesunde Routine bei den älteren Unteroffizieren muß man schon anerkennen. Bloß nicht so, wie die es sich vielleicht vorstellen, mit Erleichterungen für ihren persönlichen Dienst. Wie gesagt, dem Genossen Hahn gebe ich solche Aufgaben, die ihn ausfüllen. Und auch solche, bei deren Bewältigung er die beiden noch unerfahrenen Gruppenführer mit beschäftigt. Da lernen die gleich von ihm. Dieses gemeinsame Arbeiten bringt gemeinsame Erfolge und die Unteroffiziere auch untereinander näher." Ob aber Unteroffizier Hahn für alle Probleme der neuen Unteroffiziere Verständnis hat? Von einem der beiden, dem Unteroffizier Ehrlich, dem der Leutnant zu streng erschien, erfährst du: „Ich änderte meine Meinung über ihn bald. Gut kann man mit ihm reden. Auch mit solchen Problemen kann man zu ihm kommen wie diesem. Da hatte ich mich doch gehörig als Kompanieführer (das ist im Wechsel ein Unteroffizier der Kompanie, der bei einem eventuellen Gefechtsalarm die Kompanie so lange führt, bis einer der Offiziere eingetroffen ist) beim Alarmtraining blamiert. Und das als Unteroffizier, man ist gleich unten durch bei den anderen. Leutnant Wegfraß hat sich in aller Ruhe mit mir hingesetzt und mit mir nach Möglichkeiten gesucht, wie ich beim nächsten Gefechtsalarm trotz des Trubels eine ordentliche Stärkemeldung zuwege bringe. Alles haben wir nochmals durchgesprochen. Die Alarmierung, die Waffenausgabe und die Kontrolle der Gruppen, wenn sie die Unterkunft verlassen. Da nämlich hatte ich nicht energisch genug die Stärke von ihnen gefordert. Schließlich gab er mir den Tip, mir doch am Abend von den Gruppen die Anwesenheitsstärke zu notieren. Nachts brauchte ich dann nur noch zu vergleichen und kleine Korrekturen vorzunehmen."

Du siehst, solche „Kleinigkeiten", mit denen die jungen Unteroffiziere bei den älteren auflaufen könnten, löst er selbst. Doch wer kümmert sich um den jungen Leutnant? Ist er nicht auch mal in der gleichen Lage wie seine jungen Gruppenführer? Der Leutnant selbst ist es, der dir ans Herz legt, auch die Fürsorge anzuführen, die ihn sein Kompaniechef täglich spüren läßt. Als der Leutnant sagt: „Der Kompaniechef hat uns am ersten Tage klargemacht, was er von uns erwartet. Dazu läßt er uns teilhaben an seinen Entscheidungen und fordert vorbehaltlos, daß wir seine Befehle erfüllen. Er redet den Zugführern nicht in ihre Angelegenheiten hinein. Bewahrt uns aber durch taktvolles Ratgeben vor groben Fehlern!" Nun, da findest du, Hauptmann Goldenbaum hat seinen fleißigen Schüler.

Zu Beginn des Reports zweifeltest du, ob in der kurzen Zeit und dem täglichen Einerlei der Kaserne, des Exerzierens und des inneren Dienstes, es überhaupt Bemerkenswertes für den Zugführer geben kann. Davon sprichst du auch zu Leutnant Wegfraß! Er erwidert dir: „Immer dann, wenn meine Soldaten wieder etwas begriffen haben, fühle ich mich befriedigt." Und stolz ist er, das merkst du, daß seine Soldaten, bis auf einen Genossen, vor Tagen ihr erstes Schulschießen mit der Note Eins erfüllten. Das beste Ergebnis in der Kompanie. Und da sind noch keine zwei Monate vergangen, seitdem sich der Leutnant das erste Mal ihnen gegenübergestellt sah.

Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer

Dienstvorbereitung im Ausbilderkollektiv. Leutnant Wegfraß mit seinen Unteroffizieren.

Arno Mohr: Junges Paar am Treptower Ehrenmal

HERMANN KANT

Das erklärbare Wunder

Dies ist Altbekanntes. Dies erzählt Jedermanns-Geschichten. Dies sind Voraussetzungen, beinahe schon stillschweigende. Gekommen bin ich auf sie, laut geworden sind sie in mir, als ich mich abfragte nach dem Entstehen einer Haltung, nach dem Wachsen von Freundschaft.

Ich glaube schon lange, daß wenig von dem, was einem geschieht im Leben, ganz verloren geht. Jetzt, mit den Erinnerungen, die ich gleich aussprechen werde, glaube ich es fester. Ach, ich rede doch nicht von Erleuchtung, Bestimmung und Schicksal; ich rede nur von Erfahrungen. Ich meine, es ist mein Beruf, Erfahrungen festzuhalten, meine Erfahrungen, die nicht nur meine sind.

Einige der Erlebnisse, die ich melden will, waren mir fast gänzlich entfallen; erst als ich in meiner Spur zurücklief bis in entlegene Vergangenheit, geriet ich wieder an sie und erkannte sie als zur Sache gehörig.

Die Sache heißt Freundschaft, Freundschaft zur Sowjetunion, Freundschaft zum Sowjetvolk, und wenn so etwas einen Beginn hat, dann war wohl dies der Beginn:

An einem Novembermorgen des Jahres 1944 – ich war seit einigen Tagen Elektromonteur und würde in wenigen Tagen Soldat in Hitlers Wehrmacht sein – betrat ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Gefangenenlager. Es war in Slate-Süd bei Parchim; eine Pumpe war ausgefallen; ich sollte, wenn es ging, den Schaden beheben.

Ich weiß wirklich nicht mehr, ob ich etwas ausgerichtet habe; das ist auch nicht wichtig, wichtig ist nur die doppelte Begegnung, die ich mit den Gefangenen hatte.

Natürlich hatte ich schon Gefangene gesehen – dazu gab mir mein Vaterland in meinen jungen Jahren reichlich Gelegenheit –, aber ich hatte keine wie diese gesehen.

Die Bilder, die ich mir davon bewahrt habe, sind grau auf grau gezeichnet und doch von einer unabstumpfbaren Schärfe; ich verdanke ihnen Außerordentliches.

Ich verdanke ihnen wiederholten Sieg über Jammer und Selbstmitleid, die mich ankommen wollten, als ich selber ein Gefangener war, und das war ich schon wenige Wochen nach dem Novembertag in Slate-Süd – und ich verdanke ihnen erste Anflüge von Gerechtigkeit: Ich wußte nun, wie das auch sein konnte, und ich wußte, was mir hätte geschehen können, wäre es zugegangen Zahn um Zahn.

Aber ich habe die gefangenen Sowjetsoldaten nicht nur in ihrer rauchfarbenen Durchsichtigkeit gesehen; ich sah sie nicht nur in ihrer fürchterlichen Gegenwart, vor der sich selbst achtzehnjährige Flapsigkeit verlor; ich sah am selben Tag und am selben Ort noch ein Abbild von ihnen, das seltsam eindringlicher war als die elende Wirklichkeit.

Es war eine handhohe Bleistiftzeichnung an einem der Pumpenkessel; sie war nicht alt, ihr Autor hatte ein Stück der Behälterwand vom Schmutz befreit, und da stand sie in klaren, genauen Strichen auf der verzinkten Kesselhaut.

Sie zeigte einen jungen Soldaten unter Spitzmütze mit Sowjetstern und in überlangem Mantel; er hatte das Gewehr geschultert, er stand in makelloser Haltung da, er war kräftig und war schön.

Ich wußte so gut wie nichts von Kunst, aber ich weiß, daß dies ein Kunstwerk war – es war die Anrufung einer anderen, tiefer liegenden, nur vom gegenwärtigen Elend überschichteten Wahrheit; es war wohl Erinnerung ebenso wie es Verheißung war; es hatte seinem Verfasser einen Halt bedeutet, und mir, seinem Betrachter, versetzte es einen Schlag von höchst eigentümlicher Wirkung: Ich begriff die Botschaft des Bildes, und dabei erschrak ich sehr, denn die Drohung war ja gegen mich gerichtet, aber mit tiefem Erstaunen bemerkte ich auch, wie sich Hochachtung in mir regte, Bewunderung gar für den Unbekannten, der mein ge-

fangener Feind war, und der sich in dieser Höhle mit einem Bleistift gegen die Furcht und das Verkommen zur Wehr gesetzt hatte.
Ich weiß nicht mehr, ich sagte es, ob ich den Schaden an der Pumpe behoben habe, aber ich weiß, und das ist mir unausredbar: Von diesem Tage an begann ich, mit einer der Beschädigungen fertig zu werden, die mir in meiner Jugend zugefügt worden sind; ich war fortan der Verachtung nicht mehr so recht fähig, die mir doch dringlich genug anempfohlen worden war für den Umgang mit meinen Feinden, zumal wenn diese in einem östlichen Land zu Hause waren.
Nein, mehr war es gar nicht, was das Bild in der Brunnenhöhle mit mir anstellte, aber wer die Welt gekannt hat, in der diese Höhle lag, und die Steinzeit, in der ich aufgewachsen bin, der weiß nun von aufreißender Veränderung.

Und weiter? Und weiter so auf eigentlich nicht sehr auffällige Weise. Ich bin im letzten Januar des Krieges in Gefangenschaft gekommen, in Polen und zu denen mit dem Stern an den Mützen, und ich hätte wahrscheinlich gejammert, geschrien und gefleht, hätte man dort Anstalt gemacht, mich zu erschlagen – aber für sicher halte ich: Ich hätte mich nicht gewundert. Denn das war ja eine der schwarzen Verheißungen meiner Führer gewesen: Wenn sie kommen, bringen sie dich um! Und ich hatte inzwischen von Slate-Süd bis nach Polen hinein genug gesehen, was meinen Feinden die Gründe hätte herleihen können, mich und meinesgleichen in gerechtem Zorn aus der Welt zu jagen. Aber sie haben mir einen Eisensplitter aus dem Bein gezogen, haben meine Füße so lange in Medizin und Wärme getaucht, bis die Frostwunden wieder verheilten, haben mir Dach und Kleidung gegeben und zu essen und zu denken, sehr zu denken.
Ich weiß schon, daß wunderbare Rettung Legenden gebiert, und ich weiß auch, daß zu den Legenden ein Personal von schematischer Ähnlichkeit gehört, und ich kann (und ich will) es doch nicht ändern: In meiner Geschichte gibt es die sowjetische Ärztin, die mich trotz der ersichtlichen Geringfügigkeit meiner Wunden aus der Kolonne ins Lazarett holte, und zwar auf meinen Namen hin, der ihr der Name eines deutschen Philosophen war. Und es gibt in ihr auch den Wachsoldaten, der einem des Weges gekommenen Kameraden das Gewehr beiseite schlug, an dem mich dieser eben riechen ließ, und zwar in allzu deutlicher Absicht. Ja doch, und es gibt auch den anderen Soldaten, den, dessen Schlag mich auf einer Warthe-Brücke bei Konin in Polen so getroffen hat,

A. D. Gontscharow: Rotarmisten

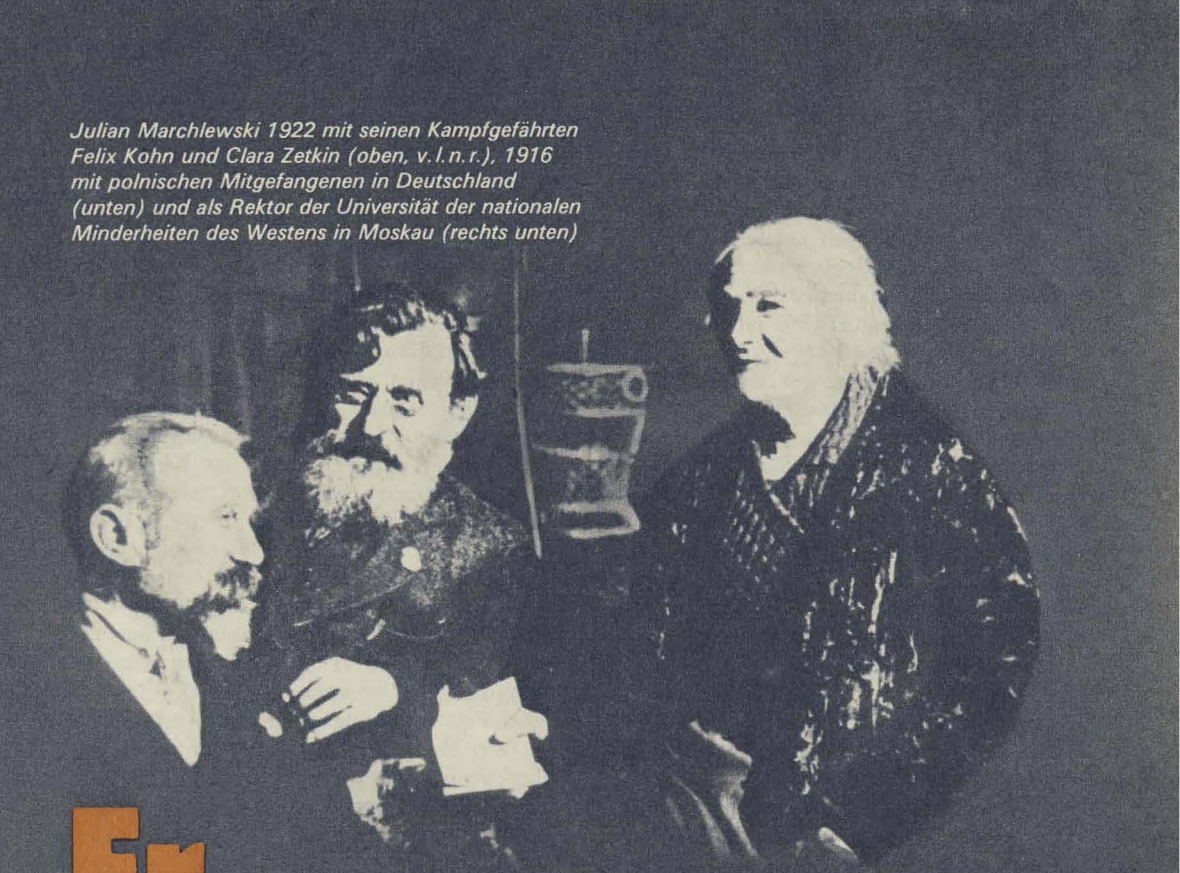
daß mir schwarz vor Augen wurde – und als die Schwärze gewichen war, sah ich, was auch er gesehen hatte: den Panzer seitlings im Warthe-Eis und daneben wie gekreuzigt eingefroren einen wohl noch sehr jungen Soldaten.
Und einer hat aus einem fahrenden Zug etwas nach mir geworfen, was dann, weil es mich am Kopfe traf, längere Ohnmacht tatsächlich zur Folge hatte. Ich fand das Geschoß beim Erwachen; es war ein rundes Brot, und meine Kameraden hatten sich schon etwas darüber hergemacht.
Und schließlich bin ich noch einmal, schon in Gefangenschaft, dem Tod begegnet, wie ich sowjetischen Menschen begegnet bin: Wir waren beschäftigt, Eisenbahngleise umzunageln, als, wie das öfter geschah, an der Baustelle ein Zug zu längerem Halten kam. Aus deutschen Lagern – wer weiß, vielleicht auch aus Slate-Süd – befreite Gefangene fuhren durch Polen zurück in die Sowjetunion, Kriegsgefangene und auch verschleppte Zivilisten. Von denen einer kam zu meinem Posten, verhandelte mit ihm und sagte zu mir in meiner Sprache, er wolle einiges Werkzeug ausleihen; ich solle mitkommen und es nachher zurückbringen.
Es fällt mir seltsam schwer, dies zuzugeben, aber

gesagt werden muß, daß ich eines jener dümmlich radebrechenden Gespräche begann, bei denen man sich seines Partners Wohlwollen zu sichern meint, wenn man ihm nur nicht zuviel geistige Bemühung abverlangt. Schlicht, ich war auf Schnorren aus, und so sagte ich in überschlichtem Deutsch: Du fahren nach Hause, du haben gut!
Ja, sagte er, ich habe es gut! Und dann begannen er und zwei seiner Mitreisenden ein Loch zu graben, das weit und tief genug war, das Grab eines zweijährigen Kindes zu werden. Der Zug hat nicht so lange gehalten, lang genug gerade für ein hastiges Begräbnis und für ein furchtbares Weinen der Frauen und für furchtbare Blicke der Männer und lang genug auch eben noch, mir das Werkzeug zurückzugeben und ein Stück Brot und ein Stück Wurst dazu.
Der Zug hat lange genug gehalten, mir für mein Leben unvergeßlich zu machen, was es heißt: sich schämen müssen.

Daß wir einander nur verstehen: Ich weiß doch auch, daß unsere Freundschaft längst in mehr gegründet ist, als Schuld und Scham oder Großmut und Vergebung. Ich weiß schon einiges von Politik und historischen Läuften, von Internationalismus und sozialistischer Kooperation, von Klassenkampf und Solidarität und davon, daß wir einander nun Genossen sind. Und ich weiß, daß für die Jugend unserer Völker schon lange Geschichte ist, wovon ich hier erzählte.
Aber Geschichte ist Lebensteil, nichts Totes. Wir brauchen das Bewußtsein von ihr, wenn wir bei klarem Bewußtsein bleiben wollen.
Das Wort vom blutgetränkten Boden geht einem manchmal allzu schnell vom Mund, und doch ist unser Land gerade das und nicht weniger als das: vom Blute getränkt. Hier handelt es sich nicht um ein Sprachbild; hier handelt es sich um die zutreffende Benennung eines Sachverhalts.
Wer in dieser Zeit vor dem Jahrestag der Befreiung einen sowjetischen Soldatenfriedhof betritt, um die Gefallenen zu ehren, der mag auch wissen, daß es in unserem Land über sechshundert solcher Totenlager gibt; allein in Berlin liegen zwanzigtausend sowjetische Soldaten begraben; allein in den letzten drei Wochen des Krieges hat die Sowjetarmee noch dreihunderttausend Mann verloren.
So massenhaften Tod kann unsere Vorstellungskraft nicht fassen, aber wie er stattgefunden hat in dreihunderttausend schrecklichen Teilen, so ist er in unserem Bewußtsein noch einmal aufteilbar in dreihunderttausend blutige Teile.
Ich jedenfalls helfe mir so, wenn ich merke, daß die Zahlen und Daten nicht mehr durchdringen zu mir; ich denke mir dann den einen Fall des einen jungen Mannes, der, sagen wir, ein Lehrer war in Leningrad oder ein Bauer am Don und den es an einem Sonntagmorgen im schönen Juni des Jahres 41 aus seiner Familie gerissen hat und hineingeholt in eine, wie es scheinen wollte, unendliche Abfolge von Atemnot und Wut und Furcht und Schmerz und Blut und Kälte und Hunger und Hitze und stinkendem Brand und stinkendem Sterben und der das alles ertragen hat, vier Jahre und zweitausend Kilometer lang, und den dann, am Stadtrand von Werneuchen, hinter der Kirche von Prenzlau, in einem Fläming-Dorf oder auf der Frankfurter Allee, ein Schlag für immer zu Boden geworfen hat, ein Schuß, abgefeuert von meinesgleichen auf ihn, der mich und meinesgleichen zu befreien kam.
Ich kann mir ja denken, dieser eine und die meisten anderen auch haben so sehr an meine Befreiung nicht gedacht, als sie unter meinem und meinesgleichen Feuer lagen; sie haben sich in ungeheurem Zorn ihrer Haut gewehrt, sie wollten am Leben bleiben, sie sind überfallen worden und haben ihren Feind zurückgetrieben an seinen Ausgangspunkt; sie haben so sehr an seine Befreiung nicht denken können.
Und doch haben sie ihn befreit.

So nimmt Geschichte ihren Lauf: in Verschränkung und Verkehrung von Motiven, im Wechsel von Rollen und Funktionen, in der Addition zu unabsehbaren Summen hin; die Überfallenen, Geschundenen und Ausgepreßten sind die Befreier geworden, Urheber ihrer eigenen Freiheit nicht nur, sondern auch der unsern. Und darin, finde ich, zeigt sich, daß wir einiges von dem begriffen haben, was wir in der Geschichte anrichteten und was in ihr mit uns geschehen ist: daß wir die Freundschaft zwischen unserem Volk und den sowjetischen Völkern nicht ohne tief angerührte Verwunderung vor unsere Augen nehmen. Ja doch, der Vorgang ist meßbar, auszählbar, datierbar, beschreibbar in Ursachen und Wirkung, und doch sollte, wer ihn wirklich ganz erfassen will, hierin auch immer ein wenig ein wunderbares Wunder sehen.
Ein erklärbares und insofern nicht ganz ein richtiges – einen geschichtlichen Vorgang, der in den Ideen und Prinzipien des Sozialismus seine Erklärung findet.
In Ideen und Prinzipien – und auch in altbekannten, beinahe schon stillschweigend vorausgesetzten Jedermanns-Geschichten.

Julian Marchlewski 1922 mit seinen Kampfgefährten Felix Kohn und Clara Zetkin (oben, v. l. n. r.), 1916 mit polnischen Mitgefangenen in Deutschland (unten) und als Rektor der Universität der nationalen Minderheiten des Westens in Moskau (rechts unten)



Er nannte sich auch

Karski

Getreidehändler wie sein Vater soll er auf keinen Fall werden. Mutter Marchlewska hat für den Lebensweg ihres am 17. Mai 1866 geborenen ältesten Sohnes Julian Balthasar andere Pläne. Offizier soll er werden, wie sein Großvater. Und zwar bei den schwarzen Husaren. Deshalb auch schicken ihn die Eltern nach Torun, damit er dort in Preußisch-Polen eine bessere Schule besuchen kann als die in Wloclawek, dem kleinen Ackerbürgerstädtchen an der Wisła. Aber so rechte Lust zum Lernen hat Julek nicht. Viel lieber verbringt er seine Zeit auf Baustellen. Wie die Zimmerer, Maurer und Maler arbeiten, das interessiert ihn mehr. Als dann zu den Sommerferien die Zeugnisse verteilt werden, wird der Schüler Julian Marchlewski nicht versetzt.

Doch Frau Marchlewska gibt ihren Plan nicht auf. Sie bemüht sich für ihren Sohn um einen Platz an der Petersburger Kadettenanstalt. Dazu muß er aber Russisch können. Julek lernt es bei einem Unteroffizier des in der Stadt stationierten russischen Ulanenregiments. Denn Wloclawek liegt in Russisch-Polen.

Die Schule hier bringt dem Jungen wenig bei. Die Lehrer und der katholische Priester prügeln lieber als zu unterrichten. Erst in Warschau, wohin die Familie 1882 übersiedelt, kann sich Julian Marchlewski Wissen und Bildung aneignen. Am Gymnasium erwirbt er das Abitur – und in einem illegalen Selbstbildungszirkel erste marxistische Kenntnisse. Nach Abschluß des Gymnasiums geht der Einundzwanzigjährige nicht an eine Universität, sondern fängt bei der Warschauer Textilfirma Fischer als Wollgarnfärber an.

★

Im Frühherbst 1889 erhalten alle zaristischen Gendarmeriestationen in Polen den Befehl, einen gewissen Julian Marchlewski aufzuspüren, ihn festzunehmen und nach Warschau zu überstellen. Die Personenbeschreibung lautet: „Wuchs unter Mittelgröße, 23 Jahre alt, Augen hellblau, Nase gerade, Gesicht oval, Teint rein, Haare dunkelblond, trägt einen Bart, Stimme stark und tief, Körperbau untersetzt, Gang schnell mit kleinen Schritten; von Beruf Färber." Die Ochrana, die Geheimpolizei des Zaren, hat nämlich ermittelt, daß der junge Arbeiter bereits seit vier Jahren der polnischen Arbeiterpartei angehört und mit führenden Funktionären eng zusammenarbeitet.

Die Polizisten und ihre Spitzel fahnden vergeblich. Der Gesuchte ist längst verschwunden. Nach Deutschland. Er durchwandert Sachsen und Preußen, arbeitet in Textilfabriken und nimmt Verbindung zur deutschen Sozialdemokratie auf, der Partei August Bebels und Wilhelm Liebknechts, die kurz

vor dem Sieg über Bismarcks Sozialistengesetz steht.
Schließlich kehrt Julian Marchlewski nach Polen zurück, arbeitet in Warschau und Lodz am organisatorischen und politischen Aufbau der polnischen Arbeiterbewegung mit.
Im Oktober 1891 haben die Schergen dann doch Erfolg. Marchlewski wird in die Warschauer Zitadelle, auf deren Wällen fünf Jahre zuvor die ersten Führer der polnischen Arbeiterbewegung erhängt worden waren, eingeliefert. Er wird in den berüchtigten X. Pavillon gesperrt, das Gefängnis für Staatsverbrecher. Schon am ersten Tag teilt er seine Mitgefangenen ein – in einen Vormittags- und in einen Nachmittagszirkel. Beiden erteilt er marxistischen Unterricht.

★

Im September 1898 bringt der Postbote einen Brief vom sächsischen Innenministerium in den zweiten Stock der Hauptstraße 9 in Dresden-Copitz. Hier wohnt mit seiner Frau und der vor wenigen Tagen geborenen Tochter Zofia der Doktor der Staats- und Rechtswissenschaften Julian Marchlewski. Das Schreiben enthält die Anweisung, innerhalb von 48 Stunden das Königreich Sachsen zu verlassen.
Zu dieser Zeit ist Julian Marchlewski schon ein erfahrener Revolutionär und anerkannter Führer der polnischen Arbeiterklasse. Er hat in der Schweiz zusammen mit Rosa Luxemburg, die er schon in Warschau kennengelernt hatte, studiert und promoviert. Gemeinsam mit ihr, mit Leo Jogiches, Adolf Warski und anderen hat er die „Sozialdemokratie des Königreiches Polen" gegründet. Er schreibt viele Artikel für polnische und deutsche Arbeiterzeitungen. In der Elbestadt war er Redakteur der „Sächsischen Arbeiterzeitung".
Von Dresden geht Marchlewski nach München. Hier lernt er Lenin kennen. Er ist ihm behilflich, eine Druckerei für die „Iskra" zu finden, deren erste Nummer bereits illegal in Leipzig gedruckt worden war. Für die Münchner „Iskra"-Redaktion beschafft Julian Marchlewski auch Material und Korrespondenzen. Und im Sommer 1901 unternimmt er eine ausgedehnte Tour mit dem Fahrrad entlang der österreichisch-russischen Grenze. Dabei kundschaftet er Schmuggelwege aus, auf denen die „Iskra" und andere marxistische Schriften nach Rußland gebracht werden können.

★

Am Sonnabend, dem 1. November 1902, erscheint die „Leipziger Volkszeitung", welche nun von Franz Mehring geleitet wird, zum ersten Mal mit einer „Wirtschaftlichen Wochenschau", die von einem J. Karski unterschrieben ist. Später kommen auch Leitartikel, politische Übersichten und andere Beiträge dieses Autors hinzu. Bis zur Jahreswende 1915/16 erscheinen allein in der LVZ 1400 Artikel von ihm. Und J. Karski, das ist Julian Marchlewski. Dieses Pseudonym wird zu seinem zweiten Namen, zu seinem Parteinamen.

★

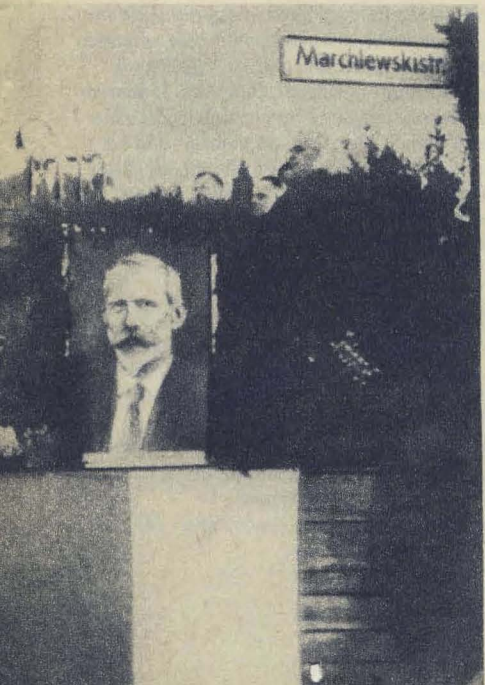
Zaristisches Militär schießt am 22. Januar 1905 in Petersburg eine friedliche Arbeiterdemonstration zusammen. Tausende Tote und Verwundete. Die russische Arbeiterklasse erhebt sich, die polnische schließt sich an. Erst Ende November gelingt es Karski, nach Warschau zu kommen. Er arbeitet an der Herausgabe des „Roten Banners" mit, beschafft aus Brüssel einige hundert Browning-Pistolen, und immer wieder spricht er auf Versammlungen. „Gleich nach den ersten Sätzen, die Genosse Marchlewski sprach", berichtete ein Teilnehmer einer solchen Zusammenkunft, „spannte ich meine ganze Auf-

merksamkeit an. Ich konnte mich nicht mehr von dem Redner losreißen. Er sprach zwar nicht über die Probleme des bewaffneten Kampfes, aber sein Referat instruierte uns in der vollkommensten Form darüber, was wir gerade zu jenem Zeitpunkt brauchten, um unsere Agitations- und Propagandaarbeit zu verbessern und zu vertiefen . . . Er sprach mit so viel Eifer und einer solchen Überzeugungskraft, daß uns seine Stimme wie ein Kampfsignal vorkam. Er bediente sich keinerlei Phrasen und leerer Redekünste. Es waren einfache und klare Worte, verständlich sogar für einen Analphabeten, gleichzeitig aber von einer Tiefe und Sachkenntnis, die eines vor seinen Aspiranten dozierenden Professors würdig gewesen wären . . ."

★

Seit sechs Jahren lebt Julian Marchlewski, dem es inzwischen gelungen war, die russische Staatsangehörigkeit zu erhalten, wieder in Berlin, als am 1. August 1914 Deutschland Rußland den Krieg erklärt. Am 4. August stimmt im Reichstag die SPD-Fraktion für die Kriegskredite. Noch am selben Tag kommt es in der Wohnung Rosa Luxemburgs zu einer Beratung. Ein Augenzeuge berichtet: „Dann holte ich noch am Abend die besten uns bekannten Genossen zu einer Beratung zusammen. Der alte Franz Mehring kam, tobte und schimpfte, wie nur Franz Mehring schimpfen konnte. Es kam unser alter russischer Freund Marchlewski (Karski), es kam Hermann Duncker, Wilhelm Pieck, Ernst Meyer, und wir einigten uns dahin, sofort alle uns bekannten linksradikalen Genossen, von denen wir überzeugt waren, daß sie mit uns den Verrat am deutschen Proletariat nicht mitmachen würden, zu einer Besprechung zusammenzurufen."

Tochter Zofia Marchlewska mit ihrem Vater 1910 . . .



. . . und 1967 bei einem Besuch im Truppenteil „Julian Marchlewski" der NVA (unten)
Trauerfeier für Julian Marchlewski 1925 auf dem Friedhof in Berlin-Friedrichsfelde (links außen) und Straßenumbenennung 1950 in Berlin

Wenige Wochen danach, im Dezember, erscheint in der Nummer 6 der Niederbarnimer Referentenmaterialien, die von einer Gruppe revolutionärer Sozialdemokraten des Kreises Niederbarnim bei Berlin herausgegeben wurden, ein Beitrag, in dem die Bewilligung der Kriegskredite als ein „historisches Verbrechen" bezeichnet wird. „Hätte die sozialdemokratische Fraktion am 4. August ihre Pflicht getan, dann wäre die äußere Form der Organisation wahrscheinlich vernichtet worden, aber der Geist wäre geblieben, jener Geist, der die Partei während des Sozialistengesetzes beseelte und alle Schwierigkeiten überwinden ließ; dann hätte die deutsche Arbeiterklasse, dessen sind wir sicher, ihre historische Mission vollbracht. Jetzt haben wir die Organisation und die Presse als wirksamste konterrevolutionäre Einrichtung, als zuverlässiges Instrument der Regierung." So heißt es in dem Material, das durch eine Ungeschicklichkeit der rechten SPD-Führung dann sogar legal in einer Massenauflage verbreitet wird. Geschrieben hat es, was nur wenigen bekannt ist, J. Karski.

★

Am 22. Mai 1916 wird Julian Marchlewski verhaftet und in die Militärstrafanstalt Stadtvogtei eingeliefert. Ein Beamter schreibt, daß er dort „den Gefangenen alle möglichen Dienste erwies, für sie Briefe an die Familien in Polen schrieb . . . sie sogar Lesen und Schreiben lehrte, wobei er ihnen natürlich kommunistische Broschüren vorlas. Deswegen wurde er in der Stadtvogtei von den polnischen Gefangenen geliebt und übte leider den entsprechenden Einfluß auf ihre Seelen aus. . . Man kann annehmen, daß er auf diese Weise ziemlich viele Anhänger des Kommunismus herangezüchtet hat. . ."
Der greise, schwerkranke Franz Mehring, der Marchlewski ins Gefängnis folgen muß, erinnerte sich: „In den russischen Kerkern hatte Marchlewski ein ungewöhnliches Talent fürs Brummen ausgebildet, eine unglaubliche Elastizität des Körpers und des Geistes. Er war im ganzen Haus bekannt und beliebt . . . als unermüdlicher Helfer und Tröster."
Besonders bemüht er sich, Franz Mehring die Haft zu erleichtern, sorgt sich um alle Kleinigkeiten, angefangen vom alten Sessel bis zur „Rolle Sanitätspapier, die dem ehrwürdigen Kübel aus den Tagen der alten Römer einen Schimmer modernen Glanzes verlieh", wie Mehring sarkastisch schrieb.

★

Eine der ersten Maßnahmen, die die Sowjetregierung 1918 nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Deutschland ergreift, ist die Befreiung Julian Marchlewskis. Anfang Juni trifft er in Petrograd ein. Schwerkrank, aber ungebrochen. Er stellt sich Lenin und der Partei der Bolschewiki zur Verfügung. . .
„Marchlewski war", wie es in einer Biographie heißt, „Mitbegründer und fast drei Jahrzehnte einer der Führer der revolutionären polnischen Sozialdemokratie, aus der die Kommunistische Arbeiterpartei Polens hervorging. Er war Mitbegründer und führendes Mitglied der Spartakusgruppe, der Keimzelle der Kommunistischen Partei Deutschlands. Er rief zusammen mit W. I. Lenin und anderen Arbeiterführern zur Gründung der Kommunistischen Internationale auf und arbeitete bis zu seinem Lebensende in deren Exekutivkomitee. Er war Inspirator und bis zu seinem Tod erster Vorsitzender der weltumspannenden Internationalen Roten Hilfe, Mitglied des Allrussischen Zentralexekutivkomitees der Sowjets und anderer leitender Organe der Sowjetmacht. Marchlewski nahm aktiv kämpfend an der Revolution in Rußland von 1905 bis 1907 teil und stand im Kampf der Völker Rußlands um die Sicherung der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und im Kampf der revolutionären deutschen Arbeiter um die Weiterführung der Novemberrevolution an hervorragender Stelle. Er war Vorsitzender des Provisorischen Revolutionären Komitees, das 1920 in dem befreiten Gebiet Polens die provisorische Regierung übernahm. Auf seine Initiative und unter seiner Leitung fanden die Verhandlungen statt, die ein friedliches Zusammenleben zwischen den Völkern Polens und Rußlands gewährleisten sollten. Er führte als Vertreter der jungen Sowjetmacht Friedensverhandlungen mit Finnland, Litauen und Japan und nahm erste diplomatische Kontakte mit China auf. Zehn Zeitungen und Zeitschriften der polnischen und der deutschen Arbeiterbewegung wurden von Marchlewski im Verlauf von fast vier Jahrzehnten redigiert, zum Teil waren sie von ihm mit gegründet worden . . ."
Auf die Frage, wo er arbeiten wolle, schrieb er 1921 in einem Fragebogen: „Dort, wo es die Partei verlangt."
Als er am 22. März 1925 stirbt, schreibt Clara Zetkin in einem Nachruf: „Revolutionär und Mensch waren eins. Genosse Marchlewski vereinigte die Güte und Reinheit des verstehenden, kulturell hochstehenden Menschen mit der unerbittlichen Festigkeit und Treue des überzeugungsklaren Kämpfers. Er war ein ‚Ritter der Revolution ohne Furcht und Tadel', nie vom eitlen Wunsch besessen, zu glänzen und zu führen, stets darauf bedacht, zu arbeiten, zu kämpfen, der Revolution zu dienen. Der Wert seines Wesens brachte ihn kämpfend und führend in die vordersten Reihen . . ."

★

Julian Marchlewski wurde auf dem Friedhof in Berlin-Friedrichsfelde beigesetzt, neben Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Am 22. März 1955 übergab Wilhelm Pieck die Urne mit der Asche Karskis polnischen Genossen.
Den Namen Julian Marchlewski trägt ein Panzerregiment der Nationalen Volksarmee.
Oberstleutnant d. R. Günter Freyer
Fotos: Institut für Marxismus-Leninismus (6), ZB
Fotomontage: Ingo Scheffler

AR-FOTO-PREISRÄTSEL

Foto: Gebauer/Uhlenhut

Ein bißchen ungewöhnlich ist sie schon, diese Geburtstagstafel am Straßenrand. Aber man soll die Feste ja feiern, wie sie fallen. Die Genossen, die hier waffenbrüderlich die gewaltige Geburtstagstorte teilen, sind gewissermaßen auf den Straßen zu Hause. Ihre „Spezialbewaffnung" sind funkelnde Katzenaugen, viel weithin leuchtendes Weiß an Koppelzeug, Uniform und Stahlhelm, und vor allem der Signalstab. Mit ihm dirigieren sie den Verkehrsstrom und regeln ihn an Kreuzungen, Bahnübergängen und anderen gefahrvollen Punkten. Sie sorgen dafür, daß die Fahrzeugkolonnen unserer Armeen ungehindert und zügig die Marschstraßen entlangrollen können.

Man könnte sie die „weißen Mäuse" unserer Armeen nennen, diese Genossen auf unserem Foto. Wohl jeder hat sie schon auf ihren Krädern die Straßen entlangflitzen sehen. Alle Verkehrsteilnehmer achten auf sie wie auf einen Verkehrspolizisten, denn ihren Anordnungen ist Folge zu leisten. Aber das weiß ja jeder, der sich auf Rädern vorwärtsbewegt. Nicht so sicher ist, ob auch jeder weiß, wie diese Genossen bezeichnet werden. Sie heißen nicht Verkehrsposten, nicht Verkehrshelfer, sondern . . . Richtig! Schreiben Sie Ihr Lösungswort auf eine Postkarte und schicken Sie sie bis zum 3. 6. 1981 (Datum des Poststempels) an die Redaktion Armee-Rundschau, 1055 Berlin, Storkower Straße 158. Wenn Sie ein bißchen Glück haben, können Sie bei uns etwas gewinnen. Wie immer unter Ausschluß des Rechtsweges verlosen wir einen Hauptpreis von 100,– M, fünf Gewinne zu je 20,– M, zehn Gewinne zu je 10,– M und zehn der begehrten AR-Plaketten. Die Auflösung finden Sie im Postsack unserer Septemberausgabe.

Viel Spaß!

AR-FOTO-PREISRÄTSEL

POSTSACK

Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Schnitzeljagd mit Folgen

Heute vor fast genau vier Jahren stieß ich das erste Mal bewußt auf Ihr Magazin. Ich war Gruppenleiter in einem Ferienlager und hatte eine Schnitzeljagd vorzubereiten. Aufgrund eines Mangels an anderen Zeitungen sollten wir etliche Nummern der AR zerschnitzeln. Ich weiß noch genau, daß wir, einmal angefangen zu lesen, soviel Interessantes fanden, daß wir unsere Schnitzel fast vergaßen. Mich beeindruckte besonders ein Bericht über den Besuch einer Klasse in einer Kaserne. Ich griff die Idee auf, meine Jungs waren begeistert und ich wurde dadurch Leser der AR. Wäre es nicht interessant zu erfahren, durch welche Umstände andere zu Lesern des Soldatenmagazins wurden?
Kristin Berger, Rostock

Unzählige Küsse

. . . und die allerschönsten Grüße von mir und seinem Sohn René soll Soldat Wolfgang Thon auf diesem Wege erhalten. Er ist im November 1980 zur Armee gekommen und wird im Frühjahr 1982 wieder zu Hause sein.
Brigitte Thon, Flechtingen

Bekleidung

Welche Uniformarten erhält ein Soldat im Grundwehrdienst?
Ralph Baganz, Potsdam-Babelsberg

Felddienst-, Dienst-, Ausgangs- und Paradeuniform

Lulatsche

Es wird immer behauptet, daß es schwierig sei, größere Mädchen zu finden. Da wir 1,83 m bzw. 1,75 m sind, müssen wir dem widersprechen. Es ist viel schwieriger, große männliche Wesen zu entdecken. Denn wir möchten ja auch noch Schuhe anziehen. Demnach müßten die „Herren" zwischen 1,86 m und 1,95 m sein. Sollte es solch große Soldaten geben, wünschen wir uns Post von ihnen:
Verena Hippe (19), 1502 Babelsberg, Hermann-Maaß-Str. 22 und Antje Niestradt (20), 1502 Babelsberg, Lessingstr. 38.

Ein Kinderbild

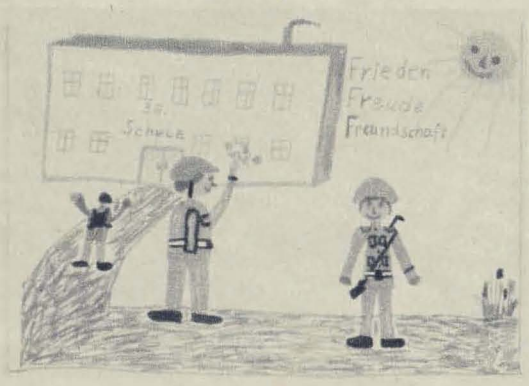
Ihren Beitrag über die verstärkte Aufrüstung Südafrikas in Nr. 1/1981, S. 10, habe ich mit Erschütterung gelesen. Die Aufrüstung der NATO-Staaten hat ein solches Maß erreicht, daß man ja Angst und Sorge um den Weltfrieden haben muß. Millionensummen werden genannt, der Krieg kann nicht teuer genug sein, aber das Elend, das damit weltweit angerichtet wird, interessiert die Verantwortlichen nicht. Meine Tochter Annette, 8 Jahre alt, brachte mir eine Zeichnung aus der Schule mit, die mich nachdenklich machte. Frieden – Freude – Freundschaft nannte Annette das Bild und sagte: „Die Soldaten halten Friedenswacht, und sie sind unsere Freunde, sie überreichen uns für gute schulische Leistungen einen Blumenstrauß. Auch Blumen können nur im Frieden wachsen. Freude und Freundschaft ist die Verbindung zu allen Menschen." Diese kindliche Aussage war für mich sehr beeindruckend. Ich meine, für den Frieden einzutreten, soll immer unsere Aufgabe sein.
Harri Bach, Potsdam, Mitarbeiter der Ev. Kirche

Bin ich die einzige?

So fragte Ruth Küpper aus Tröbigau in der AR 1/1981 (S. 24) unsere Leser. Sie meinte damit ihren „Status" als Soldatenmutter dreier Söhne: Zwei dienen als Berufsunteroffizier einer als Unteroffizier auf Zeit in unserer NVA. Nein, Frau Küpper, es gibt noch mehr Muttis mit drei Soldaten in der Familie.

Wir haben vier Söhne. Der Älteste hat seinen Armeedienst, drei Jahre, schon geleistet, die drei anderen sind noch dabei. Einer als Unterfeldwebel beim Wachregiment, einer als Maat und der Jüngste als Unteroffiziersschüler in einer Kfz-Truppe. Es gehört schon sehr viel dazu, immer alles unter einen Hut zu bringen. Da gibt es unverhofften Urlaub. Dann soll immer etwas besonderes auf den Tisch. Auch die Wäschepakete müssen schnell wieder zurück. Es ist alles mit viel Arbeit aber auch Freude verbunden.
Ilse Wirth, Eberswalde-Finow

Meine Schwiegermutti wird sogar vier Soldaten in der Familie haben. Mein Mann ist Offizier an der Grenze, sein älterer Bruder wird zur Reserve gezogen, der mittlere leistet seinen Grundwehrdienst und der jüngste ist Unteroffizier. Der Soldatenfamlie Küpper wünsche ich weiterhin alles Gute.
Margit Thielemann, Berlin



Mit Lust und Liebe

Ich habe vier Jahre meinen Dienst in der NVA versehen. Es war nicht immer leicht, doch Lust und Liebe brachte ich mit. Von großer Bedeutung war die Erziehung im Kollektiv meiner Genossen. Die FDJ spielte dabei eine große Rolle. Diese Begeisterung übertrug sich auch auf meine damalige Freundin und jetzige Frau. Ich bezog sie in meine Dienstzeit mit ein. Will man die Höhen und Tiefen überwinden, muß man von der Notwendigkeit der Landesverteidigung überzeugt sein.
Hartmut Lindner, Rostock

Mein Bruder und mein zukünftiger Mann sind Leutnant der NVA. Ich selbst bin Unteroffizier auf Zeit, will mich aber weiter verpflichten. In vier Jahren werden wir dann noch einen Soldaten haben, wenn unser Jüngster zur Armee kommt.
Julia Naekler, Dallgow

Ich bin zwar keine Mutti, dafür aber die Schwester von vier Soldaten, die sich alle zu 25 Jahren verpflichtet haben. Drei meiner Brüder haben ihre Ausbildung als Berufsoffizier schon hinter sich. Schade, daß ich kein Junge geworden bin.
Kerstin Eichel, Zielitz

Joachim leistet seinen Grundwehrdienst bei den Grenztruppen der DDR, Harry ist Unteroffizier und Lutz ist für drei Jahre beim Wachregiment in Berlin. Anfang Januar waren alle zu Hause und die Familie war für zwei Tage vollzählig. Da gab es eine Menge zu erzählen.
Elvira Seidel, Wittenberg

Kein Modesalon

Wie lange darf man sich in der Bekleidungskammer aufhalten? Ich glaube, daß es jedem selbst überlassen ist. Stimmt das?
Eike Weber, Magdeburg

Nein. Es sind fast 50 Gegenstände, die jeder Genosse empfängt. Zwar soll jeder die passenden Jacken, Hosen und Stiefel bekommen, aber andere Genossen warten ja auch. Zudem ist die Bekleidungs- und Ausrüstungskammer ein Dienstraum, der seine vom Kommandeur festgelegten Öffnungszeiten hat.

Von Mai bis Dezember

Welche Bücher bringt der Militärverlag der DDR in diesem Jahr heraus?
Beate Bürger, Potsdam

Ein kleiner Ausschnitt aus dem umfangreichen Produktionsprogramm: Ein Bildband von Manfred Paul und Horst Liebig mit dem Titel „Grenzsoldaten", die 3. erweiterte Auflage von Olaf Groehlers „Geschichte des Luftkriegs von 1910–1980", eine populärwissenschaftliche Betrachtung der vier Nahostkriege (1948, 1956, 1967 und 1973) „Spannungsherd Nahost" von Günter Engmann sowie ein Band über „Suhler Feuerwaffen" des 17. und 18. Jahrhunderts mit Fotos von Jürgen Karpinski und Texten von Dieter Schaal.

Welchen Flugzeugtyp

. . . flog Juri Gagarin auf seinem letzten Flug?
Lutz Wunderlich, Trebbin

Es war eine MiG-15UTI, ein Übungsflugzeug.

Mütze paßt

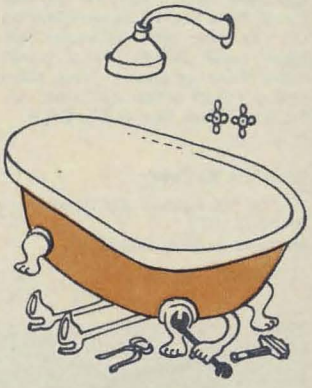
Ich möchte Euch ein Foto übersenden, daß ich interessant und gelungen finde. Es zeigt unseren Sohn Andy (drei Monate) und meinen Mann Dietmar. Mein Mann ist Berufsunteroffizier und seit drei Jahren bei den Grenztruppen der DDR. Mit diesem Bild möchte ich alle Väter und solche, die es werden wollen, grüßen. Sie versehen ihren schweren und verantwortungsvollen Dienst, damit auch solch ein kleines Wesen in Ruhe und Frieden aufwachsen kann.
Angela Hennig, Perleberg

AR-MARKT

Suche AR-Jahrgang von 1977: H. Rönnecke, 3505 Hessen, Nobbenstraße 18 – Suche AR 8/1974 und Typenblätter von Kriegsschiffen: H. Fischer-Hetler, 4413 Sandersdorf, Freiligrathstr. 22 – Suche Fliegerkalender der DDR 1978 und 1981, Welz „Verratene Grenadiere", Thürk „Straße zur Hölle" und „Singapore", Moskalenko „In der Südwestrichtung" Band II: H. Benthin, 4274 Mansfeld, Flutgrabenstr. 15 – Suche Marinekalender der DDR von Beginn bis einschließlich Jahrgang 1974 und 1976 sowie „Krieg zur See": H. Kruhl, 2751 Schwerin, PF 10275 – Suche Typenblätter von Handfeuerwaffen seit Bestehen der AR und Typenkarten von Handfeuerwaffen seit Bestehen von mt: I. Storch, 7220 Pegau, J.-R.-Becher-Str. 6 – Suche AR 4, 5/1979 und 1–7/1980: R. Hoffmann, 4853 Wengelsdorf, Gartenstr. 20, Post Großkorbetha – Tausche jede Art von Abzeichen und Auszeichnungen gegen Armeeabzeichen der sozialistischen Länder: F. Dittmar, 4020 Halle, Str. d. Roten Oktober 3 – Suche „Das große Flugzeugtypenbuch": W. Timm, 2030 Demmin, Pestalozzistr. 8 – Suche komplette Jahrgänge der „Flieger-Revue" 1978/79 sowie 1 bis 4/80 und 7–10/80: St. Kohl, 7912 Schlieben-Berga, Str. d. Arbeit 32 – Suche AR 2, 3, 4, 7, 12/75, 1/76 und 9/77: V. Siegel, 4800 Naumburg, Badstr. 30 – Suche AR-Jahrgänge 1975 bis 1980 mit Typenblätter, Waffensammlung und Poster: J. Schilling, 2131 Blankenburg, Dorfstr. 60 – Suche AR-Waffensammlung bis 1980: M. Seidel, 4090 Halle-Neustadt, Bl. 218/7 – Suche AR bis 1962 und „Straßenverkehr", biete mt, Typenblätter aus AR, mt und JT sowie Fliegerjahrbücher 1958 bis 1979 und andere technische und militärtechnische Literatur: W. Pohlmann, 1140 Berlin, Amanlisweg 10/1003 – Suche AR-Jahrgänge 1975 bis 1977: M. Neumann, 6601 Greiz-Gommla, Sonnenstr. 39 – Biete „Flieger-Revue" von 1975 bis 1980: B. Henke, 8010 Dresden, Pillnitzer Str. 13 – Suche komplette AR-Jahrgänge von 1956 bis 1970: G. Joswig, 3570 Gardelegen, B.-Brecht-Str. 13 – Gebe AR von 1966 bis 1974 ab: J. Kansky, 4020 Halle, Bernhardystraße 30 – Biete komplette AR-Jahrgänge von 1966 bis 1980: B. Krupa, 1157 Berlin, Hermann-Duncker-Str. 8, PF VW 78/4 – Suche von Bonhoff/Schauer „Sieben Augen hat der Pfau" und von Thürk „Pearl Harbor": A. Graf, 8060 Dresden, Jordanstr. 3 – Suche Fliegerkalender der DDR: N. Schulze, 1700 Jüterbog, Str. der Einheit 15

Neue Fähigkeiten entdeckt

Ich bin zur Zeit NVA-Angehöriger im Grundwehrdienst. Bin 24, fast fünf Jahre glücklich verheiratet und habe zwei kleine Kinder. Für meine Frau und mich war die Trennung sehr schwer, da wir schon ein paar Jahre früher damit gerechnet hatten. Meine Frau besaß keinerlei handwerkliche Fähigkeiten, und so ließen die Probleme nicht lange auf sich warten. Die Heizung im Schlafzimmer ging kaputt, die Waschmaschine auch und z. B. der Badewannen-



verschluß. Um so mehr war ich erstaunt, als sie mir schrieb, daß sie all diese Dinge allein bewältigt hätte. Soviel hätte ich ihr nie zugetraut. Wenn es Probleme anderer Art gibt, kann sie jeder Zeit zu ihren Arbeitskollegen gehen. Hier wird ihr prompt geholfen.
Soldat Burghard Lichtwald

Bitte melden!

Wir haben von 1977 bis 1979 im VEB Carl Zeiss Jena den Beruf Galvaniseur gelernt und waren dort im Internat untergebracht. Jetzt haben wir so gut wie keinen Kontakt mehr zu unseren ehemaligen Klassenkameraden, wollen aber in diesem Jahr ein Klassentreffen veranstalten. Wir bitten deshalb unsere ehemaligen Mitschüler sich zu wenden an Harriet Zenker, 4440 Wolfen, Kirchstr. 34

Jetzt praktisch

Seit November dient mein Freund bei den Grenztruppen. Nun werde ich mit den Problemen direkt konfrontiert, die ich oft bei Euch gelesen habe. Aber wir meistern sie.
Ina Bräutigam, Dresden

Seit 1968

. . . ist die AR bei mir abonniert. Die Poster in der Mitte haben es mir am meisten angetan. Macht weiter so! Dann habe ich Euer Magazin noch, wenn mein Sohn (4) zur Armee kommt.
Viola Martin, Herzfelde

Erfahrungsworte

1952 waren wir drei Jahre verheiratet und hatten ein Kind, als mir mein Mann mitteilte, er hätte sich auf Lebenszeit für die damalige Grenzpolizei verpflichtet. Ich muß sagen, ich war lange Zeit gekränkt über den selbständigen Entschluß meines Mannes, wenn ich auch von der Richtigkeit überzeugt war. Wir lebten dann wegen Wohnungsmangel zehn Jahre getrennt, in verschiedenen Städten, hatten mit der Zeit zwei Kinder. Ich war oft sehr krank, hatte keinen Verwandten am Ort. Es war eine schwere Zeit. Nach zwölf Jahren Dienst wurde mein Mann entlassen. Trotz allem sind wir jetzt schon 32 Jahre verheiratet, haben bereits drei Enkel.
H. Z.

Welches Kaliber

. . . hat die Kanone der Selbstfahrlafette M 107?
Matthias Gerlach, Steigerthal

Es beträgt 175 mm.

Für das königliche Spiel

Ich suche einen Armeeangehörigen, mit dem ich Fernschach spielen könnte. Vielleicht hat jemand das gleiche Hobby wie ich und sucht auch einen Partner für das königliche Spiel.
Burkhard Buchhorn, 4255 Benndorf, Ernststr. 17

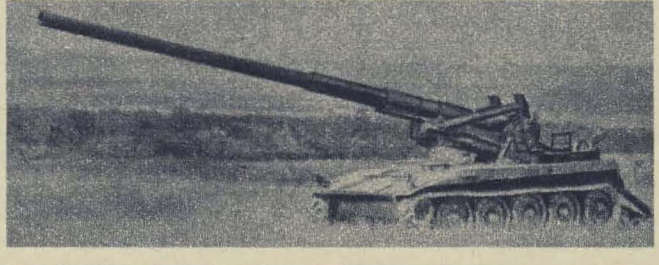
Zum Nachschlagen

Seit Ende der 50er Jahre bin ich Leser der AR. Ich erhielt damit eine große Unterstützung bei der Vorbereitung auf meine damalige dreijährige Armeezeit. Besonders die Typenreihe war ein gutes Fundament für den Erkennungsdienst. Seit 1963 sammle ich diese Typenblätter. Auch andere Beiträge werden archiviert, so daß man ständig über den internationalen Entwicklungsstand im Bilde ist.
Unterleutnant d. R. Manfred Halbmeier, Saßnitz

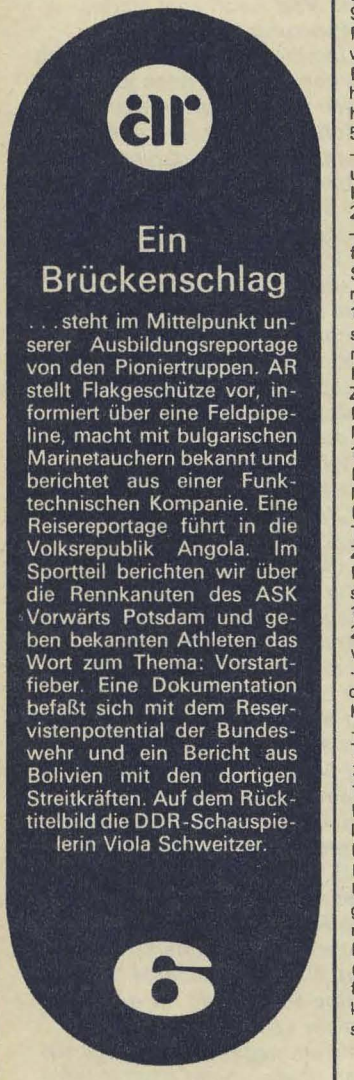
Soldatenpost

. . . wünschen sich: Sabine Kallies (20), 1300 Eberswalde-Finow 2, Franz-Brüning-Str. 25 – Karin Huck (26, Tochter 6), 5801 Wandersleben, Hauptstr. 16 – Birgit Leithold (18) und Andrea Leithold (16, 1,76 m), 8211 Saalhausen, Am Forsthaus 6 – Petra Kienast (20), 1951 Rüthnick, Dorfstr. 49 – Carmen Wronowski (21), 2500 Rostock, Ziolkowskistr. 10/53 – Silke Nabel (17), 7590 Spremberg, Adolf-Diesterweg-Ring 11 – Elke Schleier (17), 4522 Coswig, Gehrhufenweg 75 – Uta Pokorny (18), 6018 Suhl, Karl-Marx-Str. 53 – Marina Wlock (23), 1320 Angermünde, Berliner Str. 7 – Ute Trekel (16), 2591 Langenhanshagen, Dorfstr. 28 – Andrea Kühne (23, Kinder 3 und 6), 8281 Weißig, Hauptstr. 25 – Sybille Porr (20), 2082 Feldberg, Landweg 27 – Heike Ückert (20), 2082 Feldberg, Neuer Landweg 2 – Christina Theodor (25), 6500 Gera, Gagarinstr. 55 – Petra Simon (21), 6502 Gera, Liebschwitzer Str. 103 – Daniela Karnstedt (20), 4701 Tilleda, Goetheplatz 8 – Gerlinde Wendlandt (17), 1832 Premnitz, Str. der Freundschaft 32 – Simone Becker (19), 4020 Halle, Voßstr. 1, Zi. 53, Gruppe 4 – Ines Schneider (21), 9271 Lobsdorf, Postweg 1 – Eveline Lüdke (23), 1320 Angermünde, Georg-Wolf-Str. 12 – Monika Heinke, 2792 Schwerin, Fr.-Engels-Str. 49 – Birgit Möller, 2792 Schwerin, Kalininstr. 26 – Angela Schönwolff (16), 8212 Freital, Dresdner Str. 311/A – Carmen und Birgit Trosowski (17), 1300 Eberswalde-Finow, E.-Thälmann-Str. 64, LWH 2, Zi. 37.

Anita Kramer (18), 1321 Walletz, Dorfstr. 12 – Angelika Tieg (18, Sohn 5 Monate), 7281 Krippehna, Nr. 62 – Karin Schadock (16), 7540 Calau, Altnauer Str. 48 – Erika Schwarz (20), 2793 Schwerin, Perleberger Str. 30 – Carmen Hofmann (16), 6806 Unterwellenborn, Krumme Gasse 21 – Ines Salzmann (16), 6806 Unterwellenborn, H.-Heine-Str. 18 – Veronika Schwarze (18), 2793 Schwerin, Perleberger Str. 30 – Sabine Legall (18), 2030 Demmin, Eberstr. 4 – Christine Netzband (17), 7030 Leipzig, Arno-Nitzsche-Str. 10 – Birgit Naunappler (17), 7060 Leipzig, Ringstr. 179 – Ramona Tschäge (19), 8280 Großenhain, Scheunenstraße 3 – Petra und Andrea Strebe (16, 1,74m), 3014 Magdeburg, Weberstr. 2 – Rita Meck (17), 4090 Halle-Neustadt, Block 614/3 – Dagmar Hauck (18), 8231 Schönfeld, KG Schwalbenhof 25 – Birgit Ferchland (18), 3021 Magdeburg, Alt Prester 67 – Katrin Piehler (17), 8211 Freital-Weißig, Baumschulenstraße 1 – Ramona Könke, 2794 Schwerin, Lomonossowstr. 6 – Kerstin Rudat (18) und Sylvia Kusch (16), 2032 Jarmen, Wallstr. 13, bei Lorenz – Birgit und Kathrin Possekel (17), 4506 Dessau, Mühlenstr. 1 – Rosemarie Szagun, 2731 Falkenhagen, PF 10 – Helga Nieß und Petra Sandner (21), 3552 Arendsee, FDGB-Heim „Waldheim" – Ramona Wiedenhöft (17), 2061 Wustrow, LWH des Getränkekombinates Neubrandenburg – Christiane Kluck (19), 1017 Berlin, Str. d. Pariser



Kommune 11 – Marion Schröpfer, 1321 Wolletz – Karin Döring (17), 7208 Regis-Breitingen, Deutzener Str. 42 – Simone Kröber (17), 7208 Regis-Breitingen, E.-Thälmann-Str. 40 – Silke Zillmer (17), 7208 Regis-Breitingen, Deutzener Str. 56 – Rosemarie Schreiber (31, Jungen 11 und 13), 4850 Weißenfels, Leninstr. 34 – Petra Gührig (26), 8501 Bischofswerda, August-Bebel-Str. 71a – Roswitha Zelas, 9127 Wittgensdorf, Obere Hauptstraße 6 – Martina Schneider (18), 2061 Wustrow, LWH des Getränkekombinates Neubrandenburg – Karin Pechan (17), 9291 Königsfeld-Haide, Nr. 117



Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Iris Reckzeh (19), 8060 Dresden, SWH Archivstr. 6, Zi. 228 – Christina Cepnik (21), 1197 Berlin, Springbornstr. 92 – Ulrike Kühne (24, Tochter 2), 8020 Dresden, Reicker Str. 10 – Cornelia Heide (21, Sohn 1), 1200 Frankfurt (Oder), Tunnelstr. 44 – Brigitta Schwarz (22), 4320 Aschersleben, Hoymer Chaussee 48 – Roswitha Kunze (30, zwei Kinder), 7970 Doberlug-Kirchhain, Bahnhofstr. 19b – Bürgitt Prüsse (26), 4600 Wittenberg, Glöcknerstr. 26 – Karin Büder (21), 1134 Berlin, Weitlingstr. 103 – Ingrid Mägel (37, Tochter 2), 8512 Großröhrsdorf, PF 10 – Birgit Wunderlich (24), 9905 Mehltheuer, Friedensstr. 11 – Heidi Dolle (18), 9905 Mehltheuer, Friedensstr. 13 – Renate Höfer (24), 7700 Hoyerswerda, Thomas-Müntzer-Str. 12/6 – Brigitte Schmidt (24, Söhne 6, 4, halbes Jahr), 4020 Halle, Bernhardystr. 23 – Chr. Minner (49, 5320 Apolda, E.-Thälmann-Ring 72 – Karin Schulz (24, 1,73 m, Söhne 1 und 3), 2000 Neubrandenburg, Uns Hüsung 24 – Sylvia Rosenthal (18), 2402 Wismar, Erwin-Fischer-Str. 12 – Ines Meyer (19), 2421 Christinenfeld, PF 075 – Magret Bannik (27, Sohn 4), 1115 Berlin, Walter-Friedrich-Str. 3 – Silke Dettmann (21, 1,80 m), Fachschule für Staatswissenschaft „E. Hoernle", 5300 Weimar, Karl-Marx-Platz 2, SG 1.6. – Kathrin Kunstmann (18), 9540 Zwickau, Kreisigstr. 30 – Ariane Bachert (22), 1402 Bergfelde, Karl-Marx-Str. 46 – Sabine Helwig (23), 1136 Berlin, Archenholdstr. 47 – Kristin Berger (22), 2500 Rostock, Max-Planck-Str. SWH III/206 – Petra Ottlepp (22, Tochter 3), 2090 Templin, Postheim 3, PF 2935 – Zwei Freundinnen (20 und 25) an: Ruth Seifert, 1190 Berlin, Fennstraße 22a – Anka Kamin (19), 1130 Berlin, Schulze-Boysen-Str. 21 – Martina Friese (23), 9312 Oberwiesenthal, Karlsbader Str. 42, MZG – Doris Ferchland (21), 3021 Magdeburg, Alt Prester 67 – Angelika Kasten (18), 2331 Zirkow, Nr. 52 – Hannelore Reichert (Sohn 12, Tochter 9), 4850 Weißenfels, Fach 36116 – Marion Lehmann (22), 1160 Berlin, Rathenaustr. 39 – Regina Hartbrecht (22), 1170 Berlin, Pablo-Neruda-Str. 9 – Marion Priebe (24, Sohn 1), 2731 Kneese, Hauptstr. 6, PF 53, bei Fam. Stutz – Uta Heurich (22), 1241 Spreenhagen, Artur-Becker-Ring 19 – Martina Schäfer (20), 3040 Magdeburg, Kleine Schulstr. 3 – Viola Martin (24, Sohn 4, Tochter 2), 1264 Herzfelde, Möllenstr. 42 – Verena Meschkat (18), 7845 Senftenberg, Stralsunder Str. 38

Richtig gewalztes

In der AR 1/1981 steht auf Seite 54/55 eine „plattdeutsche" Überschrift. Das hat wohl ein Nichtmecklenburger geschrieben? Ich stutzte, denn es war ein richtiges Kauderwelsch. Richtig muß es heißen: Wenn de Pott oewer nu keen Sportplatz het? Also, liebe AR, wenn schon Platt, dann aber richtig gewalztes!
Hannelore Zakrewski, Grevesmühlen

Rätselhafter weißer Strich

Woher kommt der weiße Strich, den Jagdflugzeuge in großen Höhen hinterlassen?
Ricardo Hager, Tessin

Es handelt sich hierbei um Kondensstreifen. In der Luft vorhandener Wasserdampf (Luftfeuchte) wird von den Abgasen der Flugzeuge erhitzt und kühlt an ebenfalls vorhandenen Staubpartikeln plötzlich ab. Es bilden sich dabei viele winzige Wassertröpfchen, der Kondensstreifen. Man kann diese Erscheinung, die abhängig von Luftdruck und Temperatur ist, in Höhen zwischen etwa 6000 und 12000 m beobachten. Die Stärke der Luftschicht, in der Kondensstreifen auftreten, beträgt meist nur einige hundert Meter.

Standpunkt

Ich kann es überhaupt nicht verstehen, warum manche Männer dagegen sind, daß auch Frauen und junge Mädchen eine Uniform anziehen wollen. Ich würde es begrüßen, wenn es mehr solcher Mädchen gäbe, die ihren Beruf bei den bewaffneten Kräften der DDR ausübten. Diese Mädchen fühlen sich mitverantwortlich für die Sicherung unseres Staates.
Unterführerschüler der VP
Olaf Fernandez

Vignetten: Klaus Arndt

Heinz Zander
Der Große Deutsche Bauernkrieg, 1971, Öl

Revolutionäre Leidenschaft, Mut und wildes Aufbegehren spiegeln die Gesichter der Bauern, die Heinz Zander malte. Sein Triptychon „Der Große Deutsche Bauernkrieg", von dem die Mitteltafel abgebildet ist, erregte großes Aufsehen, als es zu Beginn der 70er Jahre entstand. Der Maler suchte und fand in der Geschichte Parallelen zum gegenwärtigen revolutionären Weltprozeß. Er hatte versucht, eine totale gesellschaftliche Umbruchsituation bildhaft zu erfassen. Auf den beiden hier nicht abgebildeten Seitentafeln ordnet er dem Schlachtgeschehen geistige Strömungen der Zeit zu. Die Renaissancekünstler Albrecht Dürer und Tilman Riemenschneider sind auf der linken Tafel zu sehen, auf der rechten steht die Figur Thomas Müntzers, des großen Ideologen und Organisators des Bauernkrieges. Der Mittelteil wird bestimmt von der Schlacht bei Frankenhausen, in der die erste große revolutionäre Bewegung in Deutschland im Mai 1525 letztendlich erstickt wurde. Aber sie hatte existiert, ungezählte Bauern und Bergleute Mitteldeutschlands erfaßt und eine erste Volksregierung unter Müntzer in der Stadt Mühlhausen hervorgebracht. Der deutsche Bauernkrieg war der Ausgangspunkt einer Reihe revolutionärer Erhebungen in ganz Europa.

Obwohl Heinz Zander die Mitteltafel direkt „Die Schlacht bei Frankenhausen" nannte, wird deutlich, daß es ihm nicht allein um den historischen Augenblick der Schlacht ging. Er verzichtet auf jegliche äußere Attribute, die auf die Stadt bzw. die Kyffhäuserlandschaft hinweisen, und konzentriert sich ausschließlich auf die Darstellung der sich gegenüberstehenden und aufeinanderprallenden Klassenkräfte. Erzählerische, schildernde Elemente werden vermieden. Die einzelnen Figuren versinnbildlichen eindringlich ganze Klassen und Klassenbeziehungen der feudalen Gesellschaftsordnung.

Die Komposition wird von vier kämpfenden Bauern bestimmt, die sich mit Wucht und Schlagkraft den Weg durch eine starre, eiserne Umklammerung bahnen. Der Betrachter ist unmittelbar mit dem Schwertziehenden und dem zweiten nach vorn durchbrechenden Bauern konfrontiert, der geduckt zum Schlag ansetzt und das Gewicht des ganzen Körpers dahinterlegt. Die Gesichter beider Figuren sind stark individualisiert. Sie drücken Verzweiflung und Haß, aber auch Mut und Entschlossenheit aus. Den sich wehrenden, um ihre Rechte und Freiheit kämpfenden Bauern stellt Zander die Landsknechte der Feudalherren als gesichtslose, maschinenartige Wesen entgegen. Nur das blasse, wächserne Antlitz des toten Ritters am linken Bildrand ist erkennbar. Kraft und moralische Überlegenheit der Bauern werden dadurch nur noch deutlicher sichtbar.

Erregend ist die Farbigkeit des Bildes. Kräftige Rot-, Orange- und Brauntöne fesseln den Blick. Eine Atmosphäre des Aufbegehrens, der Unruhe und Aktivität teilt sich mit. Zur Charakterisierung der kämpfenden Bauern erreicht die Farbe ihre größte Leuchtkraft und Expressivität.

Im Kontrast zu diesen aktiven Farbtönen wirkt das glatte Stahlblau der Rüstungen und das Violett des Schulterumhanges des gefallenen Ritters kalt, abstoßend und unpersönlich. Der Maler nutzt die Farbe bewußt als Bedeutungsträger.

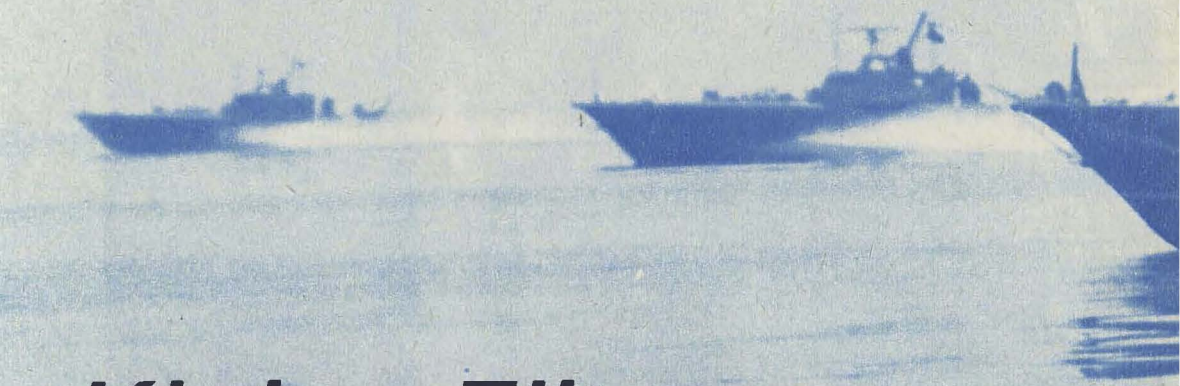
Das Bild von Heinz Zander ist noch bis zum 30. Mai in der großen Kunstausstellung anläßlich des 25. Jahrestages der NVA in den Dresdner Fučikhallen zu sehen.

Es gehört in die Reihe der besten Bilder, die sich mit unseren revolutionären Traditionen befassen. Daß das Gemälde nach zehn Jahren seine Bedeutung für die Betrachter noch nicht verloren hat, liegt in der parteilich klaren, gegenwartsbezogenen und künstlerisch überzeugend gestalteten Bildidee.

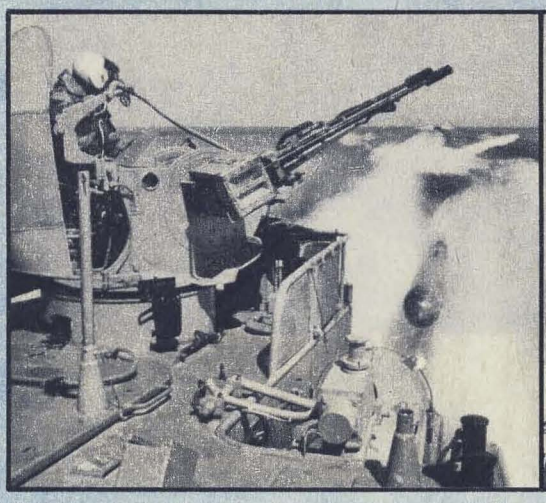
Dr. Sabine Längert

In Dwarslinie fahren drei kleine Torpedoschnellboote (KTS) unserer Volksmarine ihrem Übungsgebiet zu. Noch drosseln die Besatzungen ihre Motoren, schauen sie aus ihren Gefechtsstationen. KTS – sie sind die kleinsten ihrer Schiffsklasse auf der Ostsee. So unscheinbar die Gleitboote wirken mögen – so wendig, kampfstark, seetüchtig und vielseitig sind sie doch. Diese Flitzer dienen zur Aufklärung, zum Minenlegen, Absetzen von Kampfschwimmern und vor allem zum Torpedoangriff auf Überseeschiffe. Eine 23-mm-Zwillingslafette und zwei Torpedoausstoßrohre stellen ihre Bewaffnung dar. Moderne Nachrichten-, Funkmeß- und Navigationsgeräte erlauben Kampfhandlungen bei beliebiger Sicht und unter erschwerten Bedingungen, vermögen Ziele in großer Entfernung auszumachen, ehe das Boot selbst aufgrund seiner geringen Reflektionsfläche geortet werden kann. Haben diese „Kleinen" das Ziel im Visier, so gibt es für den „Großen" kein Entrinnen, und mag seine Feuerkraft noch so hoch sein. Drei Schrauben treiben die Schnellboote enorm vorwärts, lassen sie bei voller Fahrt die Torpedos ausstoßen und dann im höchsten Tempo im Zick-Zack-Kurs wieder abdrehen. Manövriereigenschaften, die den gegnerischen Waffeneinsatz uneffektiv, ja gar unmöglich machen. KTS – eine hervorragende Waffe, gebaut in einer Werft unserer Republik.

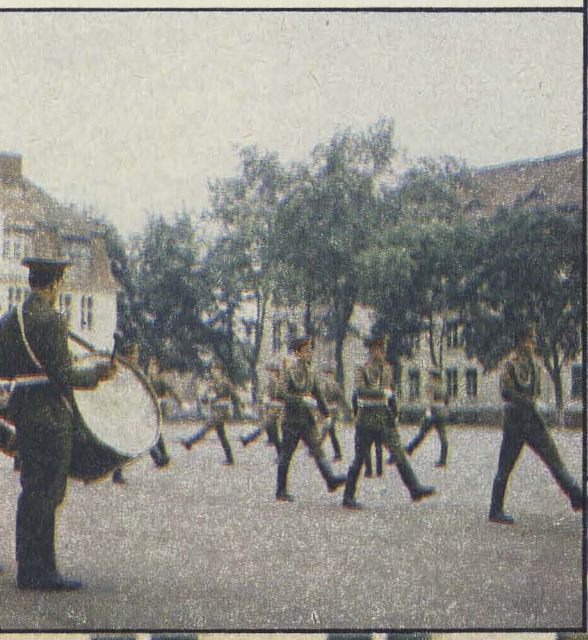
Spicki, Fotos: Fröbus

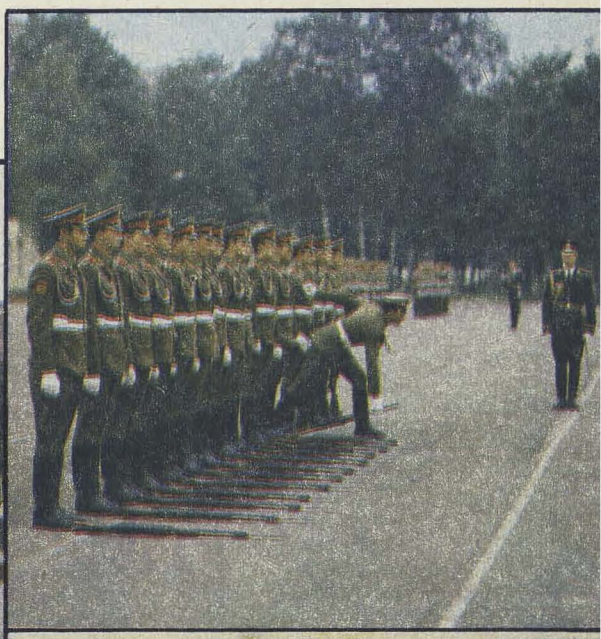


Kleine Flitzer



Die Ehrenkompanie der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland





Präsentiert das Gewehr!

Eine fröhliche Runde ist das, die sich in der kompanieeigenen Tschainaja zusammengefunden hat. Eine feuchtfröhliche sogar, denn neben Torte sind Milch, Cola und grusinischer Tee aufgefahren worden. Die jungen Männer feiern Juris 19. Geburtstag. Die finanziellen Unkosten bestreiten sie gemeinsam. Das ist hier so Tradition. Genauso, wie es Tradition ist, daß das Geburtstagskind, in diesem Falle Soldat Juri Krupenin, heute dienstfrei hat. Für seine Freunde hingegen beginnt nach dieser ausgedehnten Mittagspause wieder die Ausbildung . . .

★

Auf dem Appellplatz klappen in gleichmäßigem Rhythmus Hochglanz-Stiefel. Der Platz ist in schrittlange Gevierte aufgeteilt. Soldaten exerzieren nach den monotonen Schlägen von Pauke und Trommel – . . . zig Runden, rechts herum, links herum, immer auf straffe Körperhaltung achtend,

auf exakt angewinkelte Arme, die Beine gestreckt und bis zu 40 Zentimeter hoch. Ein hartes, anstrengendes Training ist das, kaum einmal weniger als vier Stunden am Tag. Kein Wunder, wenn bereits während der ersten Wochen der Ausbildung auf dem Appellplatz alle überflüssigen Pfunde zusehends verschwinden.
Eine langjährige Erfahrung, die der Kompaniechef, Oberleutnant Wassili Nowikow, schmunzelnd kommentiert: „Dann sind sie auch erst richtige Männer. Männer mit Muskeln, dem militärischen Zeremoniell, dem stundenlangen Stehen jederzeit gewachsen."
Dem Marschtraining folgt die Ausbildung mit der Waffe. Sechs Grundübungen sind es, die ständig wiederholt werden. Präzise muß das Gewehr präsentiert, abgelegt und aufgenommen werden. Auch wenn der Karabiner so um die vier Kilogramm wiegt und während des Trainings immer schwerer wird – die Soldaten müssen lernen, ihn scheinbar spielend zu handhaben . . .
Längst scheint für den Außenstehenden schon alles wie am Schnürchen zu laufen. Die Zugführer haben jedoch noch immer zu korrigieren: Brust raus, rechten Arm genauer anwinkeln, die Waffenhaltung verbessern! – denn: Beim Auftritt muß alles einwandfrei klappen.
Und wenn es ernst wird? „Dann bleibt trotz der Gewißheit, die Ausbildungszeit intensiv, so gut wie möglich genutzt zu haben, eine ziemliche innere Spannung. Man könnte sie vielleicht mit Premierenfieber vergleichen", meint der Kommandeur.
Gleiche Gefühle scheinen auch die Soldaten und Sergeanten zu beherrschen. „Besonders das erste Mal ist sehr aufregend", sagt Obersergeant Juri Marintschenko. „Es war eine Kranzniederlegung am Ehrenmal der Sowjetarmee. Danach war ich dann schon ausgeglichener." Und Stolz klingt aus seinen Worten, als er weiter meint: „Es ist gewiß eine hohe Verantwortung, in aller Öffentlichkeit zu dokumentieren: Wir Sowjetsoldaten, Angehörige der GSSD, beherrschen unsere Waffen gut und halten sie fest in unseren Händen!"
Alljährlich an bestimmten Feiertagen, wie dem Tag der Sowjetarmee am 23. Februar, dem Tag des Sieges am 9. Mai und dem Tag der Oktoberrevolution am 7. November haben die Genossen der Ehrenkompanie ihre großen „Auftritte". Auch bei Staatsbesuchen in der sowjetischen Garnison zeichnen sie für das militärische Zeremoniell verantwortlich.
Demnach ist die Ehrenkompanie eine spezielle, eine ausschließliche Schautruppe?
Keineswegs. Die Angehörigen der Ehrenkompanie tragen das Abzeichen der sowjetischen mot. Schützen nicht etwa als bloßen Schmuck an ihrem rechten Ärmel. Sie sind Angehörige eines mot. Schützentruppenteils. Ihr Dienst beinhaltet demzufolge auch alle Grundelemente der mot. Schützenausbildung, die sie genauso gut beherrschen wie ihre spezielle Ausbildung. Bester Beweis: Es gibt in der

Kompanie keinen Sergeanten und keinen Soldaten, der nicht Träger des Bestenabzeichens ist. Verliehen wird es ihnen gewiß nicht wegen ihrer tadellosen äußeren Erscheinung, wegen ihrer maßgeschneiderten Paradeuniform, des schneeweißen Koppels und der Handschuhe. Wie von allen Angehörigen der Sowjetarmee werden auch von der Ehrenkompanie sehr gute Leistungen in den militärischen Hauptausbildungszweigen wie Schießen, Schutzausbildung, politische Schulung und Exerzieren verlangt. Für alle übrigen Disziplinen müssen sie die Note „vier" aufweisen, also gut sein.

Folglich sind es ausgesuchte Leute, die hier dienen?

Ja – freilich ist es lediglich die Körpergröße, nach der sie ausgesucht werden. Die Soldaten der Ehrenkompanie sollen nicht kleiner als 1,80 m, aber auch nicht größer als 1,87 m sein. Jeder Wehrpflichtige des Regimentes betrachtet es jedoch als erstrebenswert, als eine große Ehre, in dieser Kompanie zu dienen. Und jeder bemüht sich deshalb von Anfang an um gute Leistungen in der Grundausbildung. Das ist oft verbunden mit viel persönlichem Einsatz während der Freizeit. Juri Marintschenko, heute Gruppenführer und mit 15 Monaten Dienst in der Ehrenkompanie bereits ein „alter Hase", hatte anfangs große Schwierigkeiten in der Schießausbildung. Die Hilfe der Älteren und vor allem sein eigener Wille, seine Beharrlichkeit halfen ihm, diese Hürde zu nehmen. Wenn er demnächst in seine Heimatstadt, nach Rostow, zurückkehrt, will der Obersergeant am landwirtschaftlichen Institut studieren. „Die Erfahrungen meines Dienstes in der Sowjetarmee, speziell in der Ehrenkompanie, der viel Einsatz, Disziplin und manchmal auch Selbstüberwindung erfordert, werden mir dabei helfen."

★

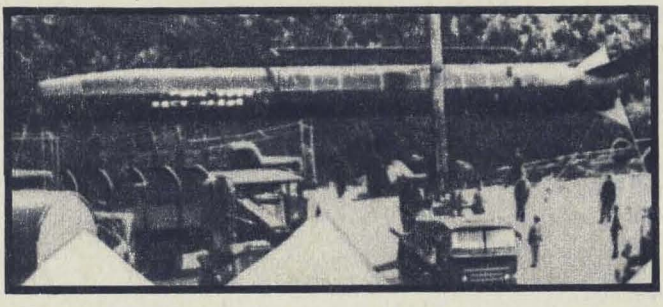
Juri Krupenin hingegen wird seinen 20. Geburtstag wiederum in der DDR feiern. Vielleicht schon als Sergeant. Sicherlich aber in einem etwas anders zusammengesetzten Freundeskreis. Einige seiner Genossen werden bereits wieder in die Heimat zurückgekehrt sein. Neue werden ihre Plätze eingenommen haben. Ihnen wird Juri helfen, die ersten Schritte im militärischen Alltag zu meistern, er wird seine Erfahrungen weitergeben. Auch das ist Tradition hier. Eine nützliche. Genauso wie die Geburtstagsfeier mit Torte, Milch und Cola eine angenehme ist.

Gisela Reimer
Foto: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Peking droht mit Kernwaffeneinsatz

China verfügt über einsatzfähige Kernspaltungs- und Kernfusionswaffen, die eine Sprengkraft von 20 kt bis zu 40 Mt TNT besitzen. Westlichen Schätzungen zufolge handelt es sich insgesamt um 500 bis 600 Kernsprengköpfe. Seinen ersten Uran-235-Kernsprengsatz hatte China im Oktober 1964 gezündet. Seitdem wurden 25 chinesische Atombombenversuche bekannt. Ab 1970 sind acht Erdsatelliten gestartet und mehrere erfolgreiche Testserien mit Lenkraketen unternommen worden. Die Pekinger Führung ist heute im Besitz von Kurz- sowie Mittelstreckenraketen mit Reichweiten bis 5000 km. Außerdem stehen über 100 kernwaffentragende Bomber zur Verfügung. Im Mai vergangenen Jahres startete Peking zwei Interkontinentalraketen vom Typ CSS-X-4 (Foto) mit einer Reichweite von etwa 12500 km. Dadurch, so kommentierte die BRD-Militärpresse, sei China „zwar noch nicht zur nuklearen Supermacht aufgerückt, hat aber die technischen Voraussetzungen dafür geschaffen und damit eine entscheidende Schwelle überschritten". Dieses umfangreiche Raketenkernwaffenpotential ist mit Hilfe vor allem des USA-Imperialismus entstanden. Bereits Anfang der sechziger Jahre hatten die USA mehreren amerikanischen Wissenschaftlern chinesischer Herkunft, die großen Anteil an der Herstellung von Kernwaffen und Raketen hatten, die Ausreise nach Peking gestattet. Auch Raketenspezialisten aus der BRD wurden von China unter Vertrag genommen. 1977 schickten die USA weitere 32 Kernphysiker, die, wie die italienische Zeitung „Avanti" schrieb, „unverzüglich die Arbeit in der chinesischen Rüstungsindustrie aufnahmen". Das zielte auf eine verstärkte Entwicklung des Kernwaffenpotentials Pekings, das von keiner der Maßnahmen zur nuklearen Rüstungsbegrenzung erfaßt ist. Wie bereits vor einiger Zeit aus Washington verlautete, bestehe „volle Übereinstimmung" mit China über „gemeinsame Aktionen zur Zurückdrängung des Einflusses der Sowjetunion in allen Teilen der Welt". Die Pekinger Führung hält die Zeit für gekommen, um „gemeinsame strategische Reaktionen der USA und Chinas einzuplanen".

Foto: Archiv



Im NATO-Hauptquartier in Brüssel wurde Mitte März unter der Bezeichnung „Cold Winter 81" eine Kommandostabsübung durchgeführt. Wie es hieß, diente sie der Präzisierung von Operationsplänen zur Führung eines „begrenzten Krieges" unter Einsatz von konventionellen, chemischen und nuklearen Waffen in Europa.

Gewachsen ist, wie Meinungsforschungsinstitute in der BRD feststellten, das Ansehen der Bundeswehr unter der dortigen Bevölkerung. Als Folge der verstärkten antikommunistischen Manipulierung hat fast die Hälfte der Befragten Ende 1980 eine „gute Meinung" über die BRD-Streitkräfte geäußert. 1969 und 1971 war es jeweils nur ein Drittel gewesen. In einer „Tabelle des Vertrauens" rangierte die Bundeswehr vor der Justiz, den Kirchen, den Massenmedien und den Universitäten.

Der Vorbereitung auf die „extremen Gefechtsbedingungen des türkischen Winters" diente ein NATO-Manöver, das im Februar in der Nähe der Stadt Erzurum (etwa 200 Kilometer südlich der Grenze zur Sowjetunion) durchgeführt wurde. Dabei waren 2000 türkische Soldaten sowie 3000 Angehörige der bundesdeutschen, britischen, belgischen, italienischen und amerikanischen Streitkräfte eingesetzt.

Exportiert hat die BRD dem „Rheinischen Merkur" zufolge im Jahre 1980 Waffen für 1,5 bis 2 Milliarden DM. Es handelte sich dabei um Panzer, Raketen, U-Boote, Fregatten, Kanonen, Flugzeuge, Munition und andere Rüstungsgüter.

Zur Unterdrückung des sich verstärkenden Widerstandes hat das chilenische Streitkräfteministerium eine 151 Mann zählende Eliteeinheit aufgestellt. Sie soll eine Art Stoßtrupp bilden. Die Angehörigen dieser Truppe werden mit modernen Waffen und Spezialgerät ausgerüstet.

Über die Lieferung von „geschützten Rad- und Kettenfahrzeugen" verhandelte der BRD-Konzern Thyssen-Henschel mit der Regierung von Malaysia. BRD-Pressemeldungen zufolge will der südostasiatische Staat bei der Kasseler Firma 103 Schützenpanzer des Typs „Marder" sowie 530 Vierrad-Spähpanzer „Condor" kaufen.

Über die Standorte der „Pershing II" und der „Cruise Missile" in der BRD haben sich der westdeutschen Presse zufolge Bonn und Washington bereits vor längerem geeinigt. Demnach „sollen die 108 amerikanischen Pershin-2-Raketen, die auf die Bundesrepublik entfallen, an den Standorten der Pershing 1 stationiert werden", und zwar in Neckarsulm, Schwäbisch-Gmünd und Neu-Ulm. Die „Pershing"-Brigade habe feste Mannschaftsstandorte und bewege die Raketen nach geheimen Einsatzplänen. Auch die 96 Marschflugkörper sollen auf mehreren amerikanischen Luftwaffenstützpunkten stationiert werden. Genannt wurden u. a. Ramstein, Hahn und Spangdahlem im BRD-Land Rheinland-Pfalz. Mit den neuen Waffensystemen werde, wie die BRD-Illustrierte „Stern" schrieb, ein „tödlicher Rekord der Bundesrepublik noch gesteigert: Sie ist schon jetzt das Gebiet mit der größten Atomwaffendichte auf Erden". (ZB-Grafik nach „Stern")

Ersetzen wollen die USA 1982 das Boden-Luft-Raketensystem „Nike Hercules" durch das neue „Patriot"-System. Für die Entwicklung dieser Waffe hat das Pentagon bisher mehr als 1,8 Milliarden Dollar ausgegeben. Weitere 3,8 Milliarden wurden veranschlagt, um das Beschaffungsprogramm im geplanten Umfang verwirklichen zu können.

Mit Schnellbooten können „immer dort Schwerpunkte gebildet werden, wo der Befehlshaber der Flotte die Kampfkraft offensiver Überwasserwaffenträger gegen seinen Auftrag bedrohende Ziele benötigt". Das erklärte der Kommandeur der Schnellbootflottille der BRD-Kriegsmarine, Kapitän zur See Hans-Jochen Meyer-Höper. Ihm unterstehen 40 Schnellboote und kleinere Boote (bis 380 ts Wasserverdrängung), die mit „Offensivwaffen" ausgerüstet sind. Zu seiner Flottille gehören laut BRD-Zeitschrift „Wehrtechnik" vier Geschwader: „2. S-Boot-Geschwader in Olpenitz mit 11 Booten der Klasse 143 und den Tendern ELBE und DONAU; 3. S-Boot-Geschwader in Flensburg-Mürwik mit 10 S-148 und dem Tender RHEIN; 5. S-Boot-Geschwader in Olpenitz mit 10 S-148 und dem Tender MAIN; 7. S-Boot-Geschwader in Kiel mt 10 modernisierten S-142 (Umrüstung auf 143A steht bevor) und den Tendern WERRA und NECKAR."

In einem Satz

Angekündigt hat Bundeswehrminister Apel eine weitere Aufstokkung der Rüstungsausgaben der BRD um 2,3 Milliarden DM für die Jahre 1982 bis 1984.

Weitere Depots für 80000 bis 90000 Mann der USA-Eingreiftruppe sollen in der BRD eingerichtet werden, wofür die Bonner Regierung rund eine Milliarde DM bereitstellt.

Somalia erhält „als Gegenleistung für die Benutzung somalischer Einrichtungen durch die US-Streitkräfte" eine Militärhilfe in Höhe von 40 Millionen Dollar aus den USA.

Eine Ausbildung erhalten gegenwärtig in der BRD 219 ausländische Militärangehörige aus 39 Staaten.

Die USA planen laut „Süddeutsche Zeitung", in Arkansas eine Fabrik für chemische Waffen zu bauen „und deren Produkte, vor allem Giftgas in sogenannten Binärsystemen, in Europa zu lagern".

Auf 145 Prozent, von 2,9 Milliarden Dollar im Jahre 1975 auf 4,2 Milliarden 1980, hat Kanada seine Militärausgaben erhöht.

In Auftrag gegeben hat die USA-Kriegsmarine das achte Großraum-U-Boot der „Trident"-Klasse, das 1986 in Dienst gestellt werden soll.

Raketen sollen in der nächsten Waffengeneration der BRD-Streitkräfte „ein viel entscheidenderes Gewicht erhalten als etwa Kampfflugzeuge", erklärte Bundeswehrminister Apel.

Um 200 Kampfschiffe, auf dann insgesamt 600 einschließlich 15 Flugzeugträger-Kampfgruppen, wollen die USA ihre Seestreitkräfte verstärken.

AS
ASK
AS

Gut bei Puste

Ungefähr hundertmal je Minute und rund zwölftausendfünfhundertmal insgesamt müssen muskulöse Rennfahrerbeine in die Pedalen treten, wenn beim 100-km-Mannschaftszeitfahren am Ende eine gute Zeit herauskommen soll; solche Leistungen etwa wie die eines Täve Schur, Erich Hagen, Bernhard Eckstein und Egon Adler vor vielen Jahren. Deren Glanztaten sind längst Geschichte. Viel Grund zum Jubeln gab es für die . . . zigtausend Anhänger des DDR-Radsports danach kaum. 1974 jedoch schien sich das Blatt wieder wenden zu wollen, mit Weltmeisterschaftsbronze für unser Land auf der 100-km-Distanz der Mannschaftszeitfahrer. Ein Leuchtfeuer, das schnell verlosch. Unsere Straßenbolzer radelten fortan erneut den Weltbesten hinterher, Jahr für Jahr. Was auch dafür gesorgt haben mag, daß viele ihrer Fans doch recht gelassen einen neuen Namen registrierten, der da in der Aufstellung der DDR-Vierermannschaft für die Weltmeisterschaft 1979 auftauchte: Falk Boden, Armeesportklub Vorwärts Frankfurt (Oder).

Selbst Presse, Funk und Fernsehen hielten sich zurück. Man war zwar gespannt, aber abwartend. Gespannt und auch in Wartestellung, aber tatendurstig am Start im holländischen Valkenburg – unser Quartett Hans-Joachim Hartnick/Bernd Drogan/Andreas Petermann/Falk Boden . . . Dann tat sich da etwas, das die Experten aufhorchen ließ: Schon nach den ersten Kilometern, mit einem Tempo von 50,04 km/h, erwies sich unsere Mannschaft als die schnellste. Aber dann – o verflixt! – scherte einer der ihren aus. Der Neuling. Auf der Autobahn zwischen Meerlen und Maastricht bog Falk Boden zweihundert Meter zu früh in die Kehre ein, mit Andreas Petermann am Hinterrad. Ehe das Quartett wieder zu seinem Rhythmus fand, gingen kostbare Sekunden verloren. Sie galt es aufzuholen. Und es gelang. „Ich fing mich sofort, jagte der Mannschaft hinterher. Höchstens zwei Sekunden hatten wir durch meinen Irrtum eingebüßt", erinnert sich Falk. Über die 100 Kilometer erzielten sie sogar noch Weltbestzeit. Und man sagte, der Frankfurter habe da seinen drei weitaus bekannteren Sportfreunden keineswegs nachgestanden, sondern mit gleicher Zugkraft den DDR-Expreß vorangetrieben.

Ein Jahr später, am 20. Juli 1980, ging es beim Rennen auf der Minsker Chaussee um sieben hundertstel Sekunden, die unser Quartett geschwinder fuhr als die Mannschaft der ČSSR und so noch olympisches Silber erspurten konnte. Mit erhöhter Schnellfahrt auf den letzten zwei Kilometern, und wieder mit Falk Boden im Rennsattel.

Wer hätte das einmal gedacht? Falk war noch ein „Krabbelkind", als 1960 Bernhard Eckstein zum vorerst letzten Mal Weltmeisterschaftsgold für die DDR erringen konnte. Der Kleine wuchs heran, aber vom Radsport war zu Hause – wie bei vielen anderswo – zumeist nur dann die Rede, wenn die alljährliche große Friedensfahrt heranrückte. Sie fesselte auch die Bodens, denen es eigentlich mehr die Leichtathletik angetan hatte. Besonders Vater Boden, Offizier der Volkspolizei, konnte sich dafür begeistern. Weshalb sich in seinem Bekanntenkreis auch keiner wunderte, als der knapp zehnjährige Sohn Falk damit begann, dann und wann seine Runden auf der Aschenbahn im Kamenzer Stadion zu drehen. „Es machte mir Spaß. Ich durfte bei Spartakiaden starten und belegte dort auch ganz gute Plätze", erinnert sich der Radweltmeister. „Einen schlechten Eindruck kann ich nicht hinterlassen haben, denn ich gefiel sogar dem Bezirkstrainer."

Mit vierzehn schien dem Jungen ein Erfolgsweg als Mittelstreckenläufer vorprogrammiert. Das Trainingszentrum der Armeesportgemeinschaft Kamenz delegierte ihn zur Kinder- und Jugendsportschule, womit er gleichzeitig in den ASK Vorwärts aufgenommen wurde. Dort fand er Freunde und verständnisvolle Trainer. Er lernte fleißig in der Schule und trainierte eifrig, fühlte sich aber „plötzlich wie in einer Sackgasse. Ich lief und

Unterleutnant Falk Boden

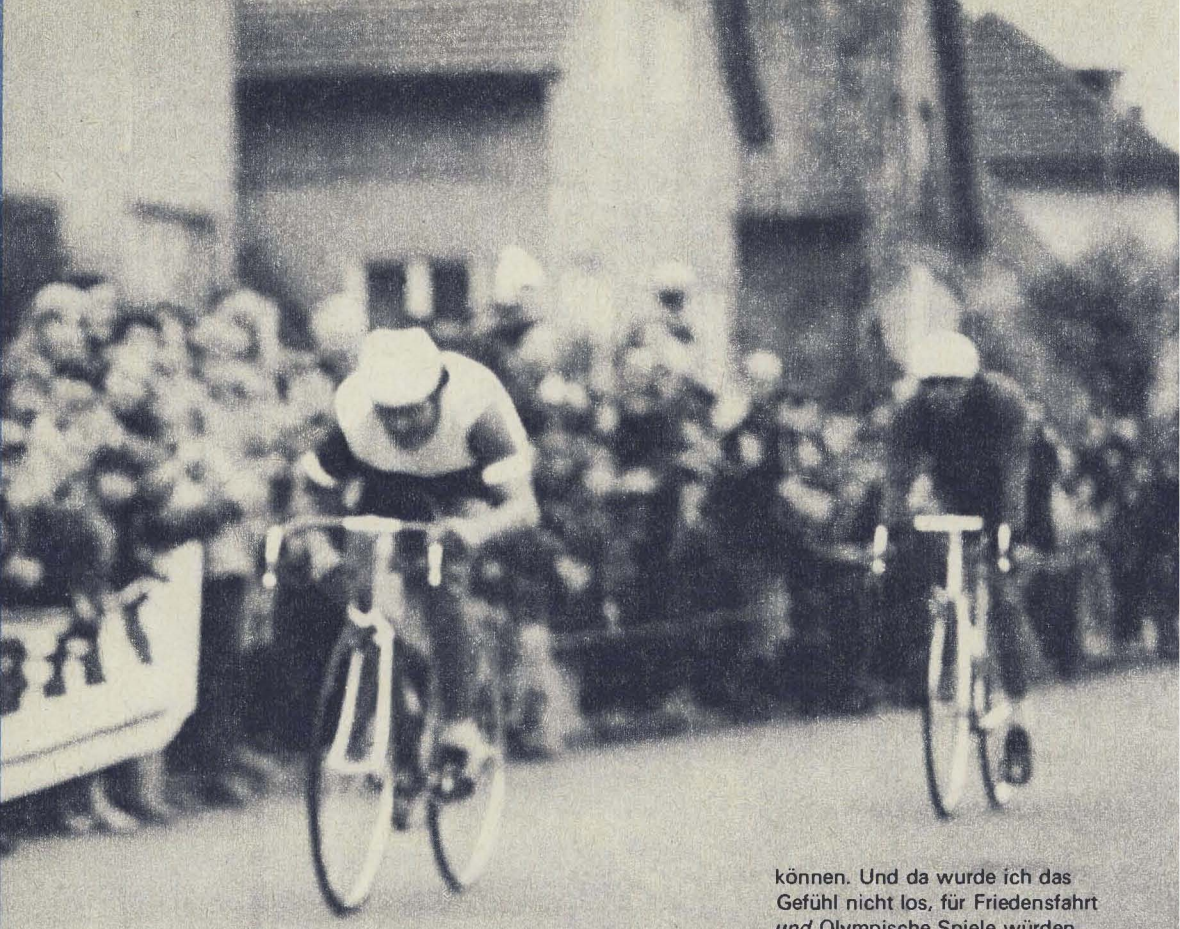
Geboren am 20. Januar 1960 in Riesa.
Größe: 1,83 m, Gewicht: 73 kg
Trainer: Thomas Schediwie
Erfolge: DDR-Jugendmeister im Straßen-Mannschaftsfahren 1975, Zweiter der Internationalen Jugend-Sternfahrt 1976 und Sieger 1977, Spartakiadezweiter auf der Straße (Einzelrennen) 1977 und Bronzemedaillengewinner im 3000-m-Verfolgungsfahren, Juniorenweltmeister 1977 und 1978 im Straßen-Mannschaftsfahren, Weltmeister im Straßen-Mannschaftsfahren 1979, DDR-Meister im Einzelzeitfahren über 50 km und im Straßen-Mannschaftsfahren 1979, Sieger der DDR-Rundfahrt 1980 und Silbermedaillengewinner im 100-km-Mannschaftszeitfahren bei den Olympischen Spielen 1980.
Falk ist DHfK-Fernstudent, liest gern Abenteuererzählungen und liebt Beat-Musik, vor allem Titel von Pink Floyd, Holger Biege, den Gruppen Lift und Karat.

DDR-Rundfahrt 1980:
Sieg für Falk Boden vom ASK Vorwärts

Thomas Schediwie, der Trainer

lief, meine Zeiten wurden einfach nicht besser." In der neunten Klasse ertappte er sich bei dem Gedanken, die Spikes in die Ecke zu werfen und wieder wegzugehen, zurück zur heimatlichen ASG.

Doch wie das Leben häufig spielt – es kam alles ganz anders. Bei seinen Trainingsläufen stieß Falk gelegentlich auch auf die Radsportler des Klubs. Ihr Treiben sagte ihm irgendwie zu. Und als feststand, daß er kaum Aussicht auf läuferischen Leistungsanstieg haben werde, bat er darum, für eine andere Sportsektion überprüft zu werden. Man bot ihm an, sich doch einmal im Straßenradsport zu versuchen. Nichts kam ihm gelegener als dies. Und siehe da – durch umfangreiches Lauftraining gut bei Puste, zeigte der Oberschüler unter der Obhut seines ersten Trainers Siegfried Meske auch sogleich erfreuliche Ansätze für einen zukünftigen Rennfahrer. Falk Boden kam in die ASK-Mannschaft. Und nur wenige Monate vergingen, da errang er seinen ersten Sieg. Er wurde Bezirksmeister in der Jugendklasse. Ein Talent hatte sich angekündigt. Aber „Talent allein macht noch



keinen Weltmeister, obwohl es wahrscheinlich die Grundvoraussetzung für große Leistungen ist", lautet eine von Falks Erfahrungen. Entscheidend seien vielmehr Fleiß, Einsatzbereitschaft und Willensstärke. Eigenschaften eines Kämpfers, die erworben werden müssen, auch im Ringen gegen die Uhr und sich selbst.

Thomas Schediwie, Falks nächster Trainer, sollte sich hierbei als ein idealer Partner zeigen. Selbst noch jung an Jahren, versteht er es, sich vorzüglich in die Gedanken, Bedürfnisse und Absichten seiner Schützlinge hineinzuversetzen. Er fordert, ohne zu überfordern. Er motiviert die Sportler so geschickt, daß sie das, was er von ihnen verlangt, gern, mit Lust und Liebe erfüllen. Derart umgänglich-konsequent, ernsthaft und fröhlich zugleich führte er Falk Boden zu stabilem, sportlichem Leistungsvermögen. Solcherart mag er ihm auch geholfen haben, seinen Charakter weiter auszubilden und die Lebenshaltung eines Menschen zu festigen, der sein Abitur sehr gut bestand, sich für den Dienst als Berufsoffizier entschied und den Weg zur Partei der Arbeiterklasse fand. Falk Boden wurde ein Athlet, der es lernte, zäh und draufgängerisch sich selbst zu besiegen.

Für dieses Jahr nun – wie in jedem wird er auch diesmal so rund vierzig Rennen zu bestreiten haben – hat sich der einundzwanzigjährige Unterleutnant der NVA viel vorgenommen. Sein größter Wunsch aber: Der Einstand bei der Internationalen Friedensfahrt. „Mir war schon 1980 diese Chance geboten worden. Aber ich dachte mir immer, man müsse die eigenen Kräfte genau einschätzen können. Und da wurde ich das Gefühl nicht los, für Friedensfahrt *und* Olympische Spiele würden meine Kräfte noch nicht ausreichen. Nun aber fühle ich mich dazu imstande." Dafür gibt es aber auch noch einen anderen und – wenn man's recht besieht – gar keinen nebensächlichen Grund: Vor der Winterbahn-Saison 1980/81 hatte sich Falk nämlich dem Chirurgen gestellt. „Ich mußte mir den Unterkiefer versetzen lassen." Nein, nicht der Schönheit wegen sei dieser Eingriff notwendig gewesen, sondern für richtige Ernährung auf langen Strecken. Ein „Ritter der Landstraße" darf nicht auf einem Hungerast sitzen. Will er bei langen Etappenrennen zur Spitze fahren, muß er unterwegs ordentlich essen können. Dazu braucht er Zähne, die aufeinanderpassen – und die Falk nun besitzt. Dazu ausreichend Muskelkraft und Puste, um mit schnellen Beinen und taktisch klug eingestellt, immer wieder mit nach vorn zu stoßen . . .

Manfred Hönel

Fotos: Wolfgang Fröbus (1), JW/Olm (1), JW/Schmelzer (1)

Sie sind die Größten, mit dreißig im besten Alter, und sie haben einen „General" vor sich, auf dessen Winke sie in Bruchteilen von Sekunden reagieren. Verpaßt auch nur einer so ein Zeichen, sind alle 68 Männer blamiert. Derartiges soll jedoch in den zurückliegenden dreißig Jahren nicht vorgekommen sein, versichern alle mit treuherzigem Blick. Natürlich weiß der „General" das alles viel besser. Seinem Ohr in einsachtziger Höhe entgeht kein falscher Ton. Auch wenn das Publikum nichts gemerkt hat, läßt er solche Schnitzer nicht mit einem „Schwamm drüber" durchgehen. Andererseits ist er auch wieder kein „Donnerwettergeneral". Er weiß sehr wohl, welchem seiner Männer er den Marsch mit der Piccolo-Flöte oder aber mit der Fanfare blasen muß. Meist bevorzugt er jedoch die leiseren Instrumente. Seiner Erfahrung nach hinterlassen sie die nachhaltigsten Eindrücke. Das ist Werkstatt, hinter den Kulissen.

Beobachtet man die Zuhörer beim Konzert, ist von ihren begeisterten Gesichtern leicht abzulesen, was so viele schon über die Musik dieses Armeeorchesters gesagt haben: „Das reißt mit, da: haut um, das richtet wieder auf, gibt Kraft, macht Freude . . ."
Aus Suhl und Stralsund reisten die Leute an, um

»Die ARMEE spielt!«

„Professor Tsching" und „Professor Bumm" zu erleben. Und sie kamen auf ihre Kosten! Wie vereinten sich Musikalität und wahre Artistik bei diesen beiden! „Professor Bumm" schmiß die Trommelschlegel in die Luft, daß sie wie Flugzeugpropeller wirbelten, und fing sie gelassen wieder auf, natürlich ohne dabei einen einzigen Takt zu versäumen. „Professor Tsching" schwang die Becken mit einer Eleganz und Würde, wie sie bis heute keiner nachahmen konnte. Auch hier paarte sich Musikalität mit ästhetischer Bewegung. Diese beiden „Professoren" waren Mitbegründer des Zentralen Orchesters der Nationalen Volksarmee. Nun sind sie Reservisten, seit wenigen Monaten, die Stabsfeldwebel d. R. Gerhard Sickert und Paul Choroba. Und der „General" ist kein anderer als Generalmusikdirektor Oberst Gerhard Baumann. Oberst und zugleich General, wer ist das schon?

Man sagt, daß Oberst Baumann jedem Neuling

Herzliche Begrüßung durch Samora Moises Machel, Präsident der FRELIMO-Partei und Präsident der Volksrepublik Moçambique, während eines Gastspiels des Zentralen Orchesters auf dem afrikanischen Kontinent.

die musikalische Seele röntgt. Ist dieses Ergebnis zufriedenstellend, wird alles Weitere hauptsächlich vom Kollektiv besorgt. Diese 68 Musiker sind wie die Noten einer Partitur – unverwechselbar und zusammengehörend. Und sie sind nicht einfach Musiker – sie sind Militärmusiker. Das ist schon ein Unterschied. Der besteht vor allem darin, daß Militärmusiker soldatisch exakt marschieren und dabei zugleich ausgezeichnet musizieren können müssen. Letzteres aus dem Kopf. Notenblätter und Sitzkonzerte sind für sie wie Urlaub.

Militärmusiker müssen mitunter auch bei Minusgraden spielen. Nun, sie

sind Soldaten und also hart im Nehmen. Die Blechblasinstrumente werden mit einer übelriechenden Flüssigkeit präpariert, damit sie nicht einfrieren. Das verhindert allerdings nicht, daß bei grimmiger Kälte schon mal die Lippen an den Mundstücken festkleben können. Die dünnen weißen Paradehandschuhe halten die klammen Finger auch nicht sonderlich warm.

Doch jeder Winter geht vorbei, und es folgt ein zweiter Mai. Für das Zentrale Orchester der Nationalen Volksarmee ist der 2. Mai in diesem Jahr ein ganz besonderer: Dreißig Jahre existiert der Klangkörper, ein schönes, rundes Jubiläum. Damals, 1951, noch bei der Volkspolizei, war an Blasmusik nicht im entferntesten zu denken, denn da bestand das Orchester vorwiegend aus Streichern.

Was überdauerte diese dreißig Jahre? Personell: Stabsfeldwebel Siegfried Schütze (Kontrafagott) und Stabsfeldwebel Alfred Bechau (Bassethorn). Ideell: Große Leistungs- und Einsatzbereitschaft. Musikalisch: Pflege des klingenden Erbes.

Heute geht ein Feuerwerk von Militärblasmusik los, wenn die „Baumänner" zum Konzert einladen. Symphonische Blasmusik, konzertante, folkloristische und natürlich Marschmusik. Einmalig ist das Potpourri historischer Märsche aus der Zeit vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Natürlich kommt auch der musikalische Humor nicht zu kurz.

Fachleuten und Musikliebhabern fällt auf, daß sehr viele Genossen des Orchesters solistisch arbeiten. Das ist eine Forderung von Oberst Baumann, des „Mentors", der möglichst allen immer neue Erfolgserlebnisse verschaffen möchte. Dies mag auch der Grund dafür gewesen sein, die beliebte Solistenparade ins Programm aufzunehmen. Nicht selten erhalten die Fähnriche Hans Lehmann (Trompete), Siegfried Müller (Klarinette) und Werner Klauser (Horn) Sonderapplaus für ihre Soli. Ganz und gar nicht mehr solistisch sind die beiden letztgenannten im Probenalltag. Genosse Müller nämlich ist Parteigruppenorganisator und Genosse Klauser Parteisekretär. Und wenn sich bei den Angehörigen des Zentralen Orchesters

politische Bildung, militärische Disziplin und Musizierfreude aufs beste vereinen, dann ist das auch diesen beiden Parteifunktionären zu danken. Es versteht sich von selbst, daß die Militärmusiker geachtete Genossen in ihren Wohngebieten sind.

Hätte man diese dreißig Jahre im Zeitrafferfilm festgehalten, sähe man sehr oft gemischte Uniformen, am häufigsten sowjetische neben den steingrauen. Eine langjährige Freundschaft verbindet unsere Militärmusiker mit jenen des Zentralen Orchesters der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Viele, viele gemeinsame Konzerte demonstrierten unser enges Waffenbündnis mit der Sowjetarmee. Seit langem schon musizieren die beiden Zentralen Orchester traditionell am 1. Mai auf dem Berliner Alexanderplatz zum „Konzert der Waffenbrüderschaft".

„Genossen, ihr fliegt als musikalische Botschafter der DDR auf den afrikanischen Kontinent!" So lautete der Auftrag, ein künstlerischer, politischer, internationalistischer Auftrag. Manch neiderfüllter Blick mag den Genossen gefolgt sein, als sie in die Maschine stiegen, die sie ins ferne Afrika bringen sollte. In Moçambique war auch Präsident Samora Machel aufmerksamer Zuhörer. Mit bewegten Worten dankte der Staatsmann für dieses kulturelle Ereignis in seinem Lande. Mühselig hatten die Gesangssolisten Johanna Arndt, Angelika Andres und Peter Skodowski Volkslieder auf madagassisch gelernt. Großes Kompliment: Sie hätten die Lieder ganz akzentfrei gesungen.

19 Konzerte vor 33000 Zuhörern bestritten unsere Genossen in Afrika. Das heißeste Konzert war in der madagassischen Stadt Majunga. Der Saal dort faßt eigentlich nur 2000 Menschen, 4500 aber preßten sich hinein. Oberst Baumann „verbrauchte" sieben Uniformblusen. Bei den Musikern waren nur noch die Knöpfe trocken, denn es wurden 39 Grad im Schatten bei einer nahezu hundertprozentigen Luftfeuchtigkeit gemessen. Ein Begeisterungssturm brach bei FRELIMO-Soldaten in Chimoju los, als das Zentrale Orchester den Soldaten ein Konzert unter Kampfbedingungen gab.

Übrigens: Der Sprecher und Klarinettist des Orchesters, Stabsfeldwebel Eberhard Schollmeier, hielt kürzlich mit der Gesangssolistin Angelika Andres den 46. Afrika-Vortrag!

Applaus in Afrika, in Kuba oder in der Heimat – immer geht ihm harte Probenarbeit voraus. Nichts wird aus der Mottenkiste geholt. Das wäre gegen die Ehre des „Generals" und seiner Musiker. Jeder bevorstehende Auftritt wird wie eine Premiere erarbeitet, erhält ein Thema, das sich wie ein roter Faden durch das Programm zieht. Viel Neues wurde vom Zentralen Orchester geschaffen, so auch die Neufassung des „Großen Zapfenstreiches" anläßlich des 25. Jahrestages der NVA. Hier werden progressive Traditionen deutscher Militärgeschichte, insbesondere das revolutionäre Erbe der Arbeiterklasse, zum Ausdruck gebracht. Der „Große Zapfenstreich" ist eine ganz besondere Form der Ehrenbezeugung in der Öffentlichkeit, vor den Kopf an Kopf stehenden Menschen am Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus Unter den Linden in Berlin. Militärisch exakt und mit musikalischer Meisterschaft wird der Sinn des Soldatseins für Frieden und Sozialismus symbolisiert.

Dreißig Jahre Zentrales Orchester der NVA heißt auch: 600 Rundfunk- und Fernsehproduktionen sowie 14 Langspielplatten. Kulturelle Höhepunkte wie Arbeiterfestspiele und Musikbiennalen sind immer wieder Gelegenheiten, militärmusikalisches Können zu beweisen. Die zufälligen Hörer sagen nie: „Da spielt das Zentrale Orchester der NVA!" Sie sagen: „Da spielt die Armee!" Und da niemand vor der Verallgemeinerung des Publikums sicher sein kann, ist das Orchester einfach gezwungen, immer Spitzenklasse zu sein. Und das soll auch so bleiben.

Oberstleutnant
Wolfgang Matthées
Fotos: Fröbus,
MBD (2); Archiv (8)

Geländewagen

Sie heißen Kommandeurs-Fahrzeug oder Stabswagen, Kübel oder (amtlich) geländegängiger PKW – die seit Jahrzehnten zu den Fahrzeugparks aller Armeen zählenden kleinen Geländewagen. Ihr allgemeines Merkmal ist neben der hohen Geländegängigkeit der Aufbau: Meist abnehmbares Segeltuchverdeck, Türklappen oder Sicherheitsketten an der Stelle von Türen – zumindest aber solche Möglichkeiten zum schnellen Verlassen oder Besteigen des Wagens sind in der einen oder anderen Form bei diesen einfachen, robusten und zuverlässigen Fahrzeugen mit Allradantrieb, hoher Steigfähigkeit sowie großem Watvermögen zu finden.

Diese ursprünglich wohl als Verbindungsmittel für Kommandeure, Stäbe und Kuriere gedachten PKW haben sich inzwischen als leichte Universaltransporter erwiesen: Sie tragen Maschinengewehre (auch zur Luftabwehr) ebenso wie Panzerabwehrlenkraketen oder Mannschaften und Munition. Sie ziehen Granatwerfer und leichte Fliegerabwehrkanonen, aber auch Anhänger mit Torpedos oder Feldküchen. Funkstationen, komplette Werkstatteinrichtungen oder Instrumente zum Messen der KBC-Lage nehmen sie gleichfalls auf. Da Geländewagen dieser Größenordnung für den Lufttransport mit Hubschraubern und Flugzeugen geeignet sind und auch am Fallschirm abgeworfen werden können, finden wir sie bei den Fallschirmjägern genauso wie bei der Marine oder bei den Grenztruppen. Auf Flugplätzen mit ihren weit auseinandergezogenen Einrichtungen sind sie bestens dazu geeignet, schnell Flugzeugführer oder technisches Personal, den Arzt oder den Meteorologen an abgelegene Punkte zu befördern. Denkbar wäre auch, damit Panzerabwehrminen oder -waffen sowie Einmann-Fla-Raketen schnell in gefährdete Richtungen zu transportieren.

In Notfällen erlaubt es die Anhängevorrichtung, schnell ein Geschütz, einen Wasserwagen oder eine Feldküche in den Schlepp zu nehmen. Es ließen sich noch zahlreiche andere Beispiele finden, die belegen, wie vielseitig Geländewagen zu verwenden sind. Das hat sich bereits im zweiten Weltkrieg erwiesen, in dessen Verlauf auch die Streitkräfte derartige Fahrzeuge einführten, die bei Kriegsbeginn noch nicht darüber verfügten.

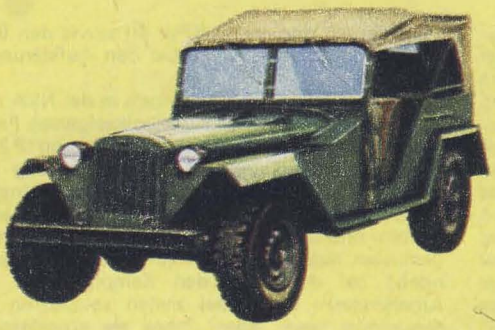
Die NVA hatte im Gründungsjahr einige sowjetische Geländewagen vom Typ GAZ-67 aus der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges im Bestand. Das Fahrzeug ist vor allem als Basis für das Panzerauto BA-64 bekannt geworden. Nun schon historische Fotos zeigen den GAZ-67 gemeinsam mit den ersten SPW-40 sowie den Beiwagen-Motorrädern M-72 bei den Aufklärungseinheiten.

In größerer Anzahl gab es damals in der NVA den bis zum Jahre 1957 von der volkseigenen Fahrzeugindustrie unseres Landes gefertigten P2M. Dieses geländegängige Mehrzweckfahrzeug mit dem stabilen Kühleraufbau und quer angeordneten hinteren Sitzen diente als Kommandeurs-, Nachrichten- und Lautsprecherwagen. Nachdem es ausgemustert war, diente es (und teilweise heute noch) bei der GST, den Kampfgruppen der Arbeiterklasse sowie bei zivilen staatlichen Institutionen noch lange Jahre als zuverlässiger Helfer. Auf seiner Grundlage hatte die volkseigene Fahrzeugindustrie das allradgetriebene Schwimmfahrzeug P2S entwickelt, das AR in der Folge „Schwimmfahrzeuge" vorstellen wird.

Im Jahre 1957 übernahm die NVA mit dem GAZ-69 aus dem Automobilwerk Gorki den Nachfolger des GAZ-67. Dort war 1953 die Produktion dieses neuen Typs aufgenommen worden, in den man alle Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre aus dem militärischen Bereich sowie aus vielen Zweigen der Volkswirtschaft mit dem „Koslik" (Eselchen) – wie man den GAZ-67 liebevoll nannte – investiert hatte. In der NVA sind neben der Grundversion mit einer Tür an jeder Seite und der ab 1954 gebauten Modifikation mit vier Türen (GAZ-69AM) auch andere Ausführungen zu finden, so als Startfahrzeug 2P-26 mit vier Panzerabwehrlenkraketen 3M6 im hinteren Teil. Diese PALR-Ausführung kam 1964 in den Bestand der NVA. Heute ist sie ebenso wie das erwähnte Panzerauto BA-64 nur noch im Armeemuseum der DDR in Dresden zu besichtigen.

Der GAZ-69 oder UAZ-69 (ein Teil der Produktion wurde ab 1956 vom Automobilwerk Uljanowsk übernommen) dient als Kommandeurs- sowie als Nachrichtenfahrzeug. Er kann als Zugmittel für 120-mm-Granatwerfer ebenso verwendet werden wie für die 23-mm-Zwillingsflak ZU-23/2. Paradebilder zeigen ihn in anderen Bruderarmeen mit acht aufgesessenen Fallschirmjägern samt Ausrüstung und angehängtem Granatwerfer. Erwähnt sei noch, daß der GAZ-69 das Ausgangsmodell für den zweiachsigen Schwimmwagen GAZ-46 (MAW) war.

Im Jahre 1962 kam aus dem VEB Automobilwerk Ludwigsfelde ein neuer Geländewagen in den Bestand der NVA – der P3, den es heute noch gibt. Der als Kommandeurs-, Nachrichten-, Instandsetzungs-Trupp- und Feuerlösch-Truppfahrzeug sowie für viele andere Aufgaben verwendete P3 erhielt in der Dienstvorschrift der NVA im Jahre 1963 über die Kfz-Typen der NVA folgende Einschätzung: „Modernes geländegängiges Mehrzweckfahrzeug mit guten Fahreigenschaften. Ausgleichsgetriebesperren und großvolumige Niederdruckreifen ermöglichen das Befahren von Böden mit geringer Tragfähigkeit." Gedacht war der P3 auch für den Einsatz als behelfsmäßiger Sankra sowie für Sonderzwecke. Er hat insgesamt sieben Sitzplätze, wobei sich die hinteren Plätze längs zur



GAZ-67

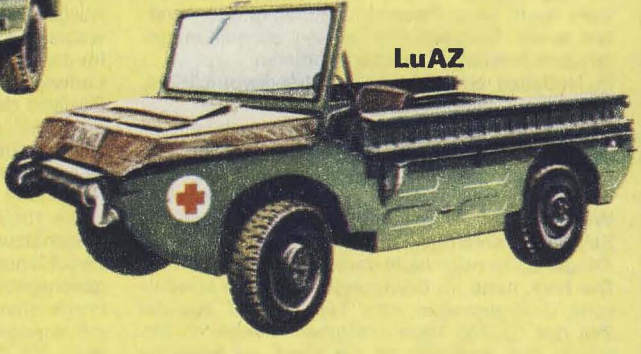
P2M

P3

Trabant 601/A

UAZ-469 B

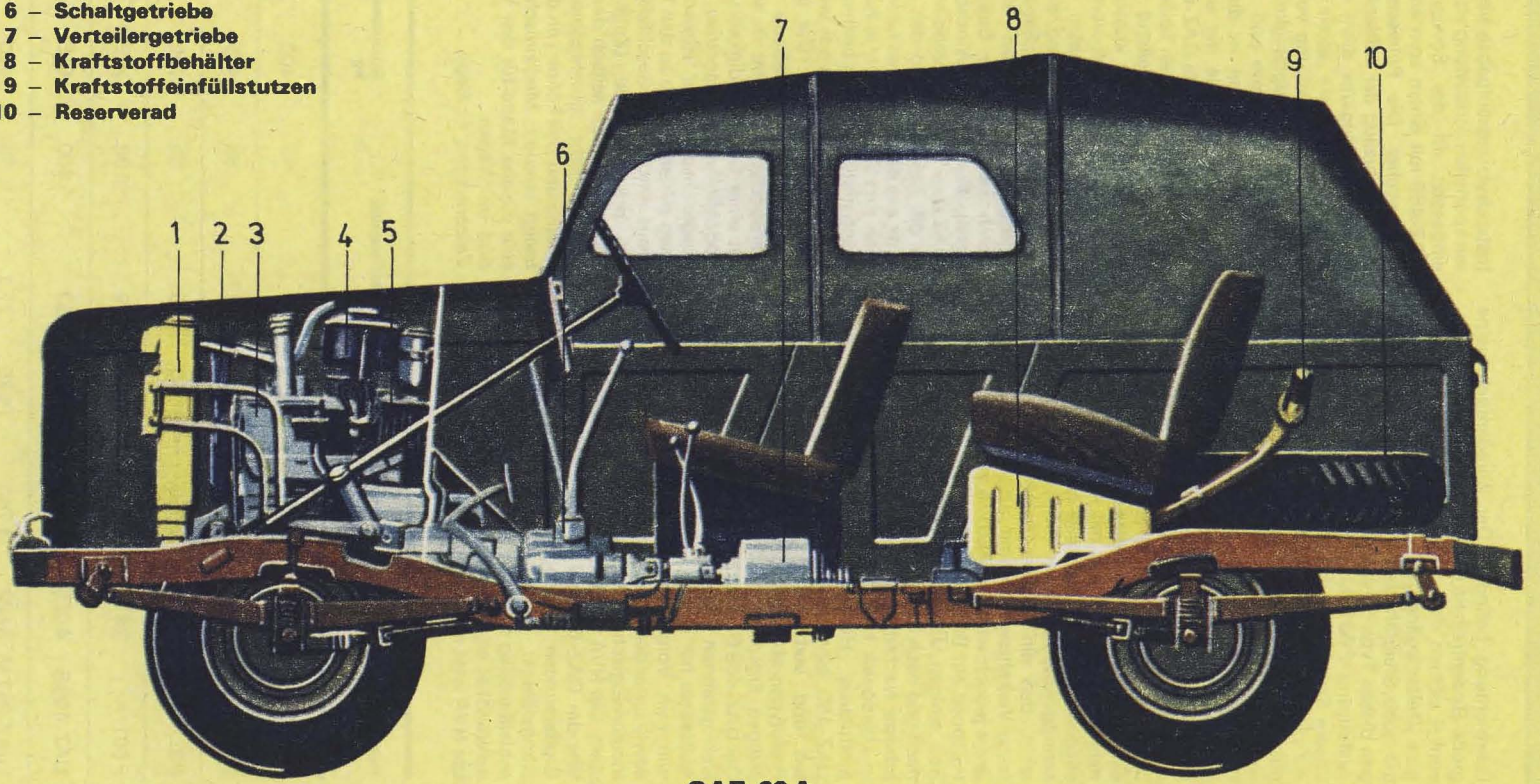
LuAZ



ar Waffensammlung

Legende zur Prinzipdarstellung des Geländewagens GAZ-69 A

1 – Kühler
2 – Ventilator
3 – Motor
4 – Luftfilter
5 – Batterie
6 – Schaltgetriebe
7 – Verteilergetriebe
8 – Kraftstoffbehälter
9 – Kraftstoffeinfüllstutzen
10 – Reserverad



GAZ-69 A

Fahrtrichtung befinden. Der Allradantrieb, seine große Bodenfreiheit und der günstige Überhangwinkel sichern dem zuverlässigen Fahrzeug eine gute Geländegängigkeit. Von Fachleuten wurde die hohe Steigfähigkeit und das gute Watvermögen dieses Typs hervorgehoben. Mit der Trabantausführung P601/A kam 1964 ein Fahrzeug in unsere Streitkräfte, das sein Debüt „in Uniform" als „Grenzertrabbi" erlebte. Da dieses Fahrzeug nur einen Vorderradantrieb besitzt, zählt es zwar als Kübel, aber nicht zu den geländegängigen Personenkraftwagen. Es hieße jedoch, das Leistungsvermögen dieses kleinen, flachen, sparsamen, wendigen und zuverlässigen Fahrzeugs zu unterschätzen, wollte man es nicht im Zusammenhang mit seinen „großen Brüdern" nennen. Wer einmal erlebt hat, was dieses unermüdliche, zunächst türlose und jetzt mit Klappen an den Einstiegen versehene Fahrzeug aus dem VEB Sachsenring-Automobilwerk Zwickau leistet, der versteht, daß ein geübter Fahrer auch außerhalb fester Verkehrswege damit gut zurechtkommt. Vor allem jedoch wird der P601/A zum Transport von Personen auf Straßen verwendet.

Seit einigen Jahren werden die älteren Muster nach und nach durch den UAZ-469 ersetzt. Dieser robuste Nachfolgetyp des GAZ-69 aus dem Werk in Uljanowsk befindet sich seit 1972 in Serienproduktion. Hervorgegangen ist er aus dem UAZ-460, einem seit 1962 entwickelten, erprobten und verbesserten Geländewagen, dessen Prototypen ab 1964 einer mehrjährigen und vielseitigen Erprobung unterworfen worden waren. Der UAZ-469 B ist durch einige aufsehenerregende Gebirgsfahrten international bekannt geworden. Außerdem hat er sein Leistungsvermögen ebenso wie sein Vorgänger auf mehreren Kontinenten sowie unter den verschiedensten klimatischen und meteorologischen Bedingungen unter Beweis gestellt. Die NVA hat diesen Typ ab 1974 eingeführt. Wie der GAZ-69 fand auch der UAZ-469 in den Bruderarmeen Eingang. Er ist komfortabler, leistungsfähiger, wartungsärmer und weniger verschleißanfällig als sein Vorgänger. Wie vielseitig er verwendbar ist, sollen einige Beispiele belegen: In der NVA wird er mit einer Werkzeugausrüstung für Instandsetzungsaufgaben benutzt, mit einer anderen speziellen Ausrüstung als Nachrichtenfahrzeug eingesetzt. In der Sowjetunion gibt es den UAZ-469 mit einem vorn angebrachten Gerät als Minensucher. Die Polnische Armee verwendet ihn als Fahrzeug der Luftlandetruppen, und in der Volksarmee Ungarns dient er den Schützen der Einmann-Fla-Rakete „Strela" als „fahrbarer Untersatz" bei der Begleitung von Kolonnen auf dem Marsch. Seine Steigfähigkeit beträgt 62%, seine Watfähigkeit 550 mm und seine Kletterfähigkeit 300 mm. Inzwischen ist dieser Typ mindestens ebenso bekannt wie der über zwei Jahrzehnte hinweg treu dienende GAZ-69, oder GASIK – wie er oft bei den Soldaten heißt.

Erwähnt sei abschließend ein schwimmfähiger Mini-Transporter, der speziell für den medizinischen Dienst entwickelt worden ist. Bei diesem als LuAZ-967 M bezeichneten Fahrzeug handelt es sich um eine Entwicklung, die auf dem Fahrgestell des bekannten PKW „Saparoshez" basiert. Der allradgetriebene Wagen ist leicht und stabil. Durch seine niedrige Bauweise (offen, Ganzmetall, abklappbare Windschutzscheibe) ist der LuAZ aus dem Automobilwerk Lusk besonders für die Aufnahme und den Abtransport Verwundeter aus der vordersten Linie geeignet. Der Fahrer kann den Wagen auch in halb liegender Stellung (nach hinten geneigt) bedienen. Zwei Verwundete können auf Tragen, zwei weitere auf Klappsitzen transportiert werden. Der auch im Wasser von den Rädern angetriebene und gelenkte Mini-Transporter schwimmt in stehenden Gewässern mit einer Geschwindigkeit von 5–6 km/h. Große Bodenfreiheit, Allradantrieb, Einzelradaufhängung, Ausgleichsperre der Hinterachse und Geländegang zählen ebenso zu den Vorteilen dieses Fahrzeugs zum Bergen Geschädigter und Verwundeter wie die Seilwinde (Zugkraft 2 kN, Seillänge 100 m) oder die seitlich des Aufbaus befestigten beiden leicht abnehmbaren Spurbahnbrücken. Spaten und Beil können an den Seitenwänden befestigt werden. Medizinische Ausrüstungen und eine weiche Matte für den Verwundetentransport sind im Wagen.

W. K.

Zeichnungen: H. Rode

Fahrzeug	Länge mm	Breite mm	Höhe mm	Motorleistung kW	V_{max} km/h	Nutzmasse kg	Fahrbereich km
P2M	3755	1685	1835	48	95	400	600
GAZ-69AM	3850	1750	1920	48	96	425	525
P3	3710	1950	1950	55	95	700	515
P601/A	3475	1500	1510	19	100	375	550
UAZ-469B	4025	1785	2015	53	100	695	620
LuAZ-967M	3682	1740	1625	27,2	75	420	285

Seine Entscheidung –

Berufsoffizier

Er lebt mit der Zeit. Beim Bekämpfen von Luftangriffsmitteln zählt jede Sekunde. Die Bedienungen seiner mobilen Startrampen und Raketenleitstation, die Besatzungen der Transportladefahrzeuge lösen ihre Gefechtsaufgaben in Normzeit. Das garantiert der Kommandeur dieser Fliegerabwehrraketeneinheit der Truppenluftabwehr – er, ein
Berufsoffizier der Nationalen Volksarmee.

Er prägt die politische Überzeugung und das militärische Können seiner Soldaten, Unteroffiziere und Fähnriche. Er erzieht sie zu Kämpfern, die dem werktätigen Volk und der sozialistischen Heimat treu ergeben sind.
Er führt sie im Gefecht, gibt ihrem Handeln Geschlossenheit und Schlagkraft – er, ein
Berufsoffizier der Nationalen Volksarmee.

Der Hochschulabschluß sichert ihm Erfolg und Erfüllung in seinem Beruf. Es ist ein lebenswichtiger Beruf. Ein Beruf, in dem Besonderes geleistet wird im Dienst für Sozialismus und Frieden.
Ein militärischer Beruf.

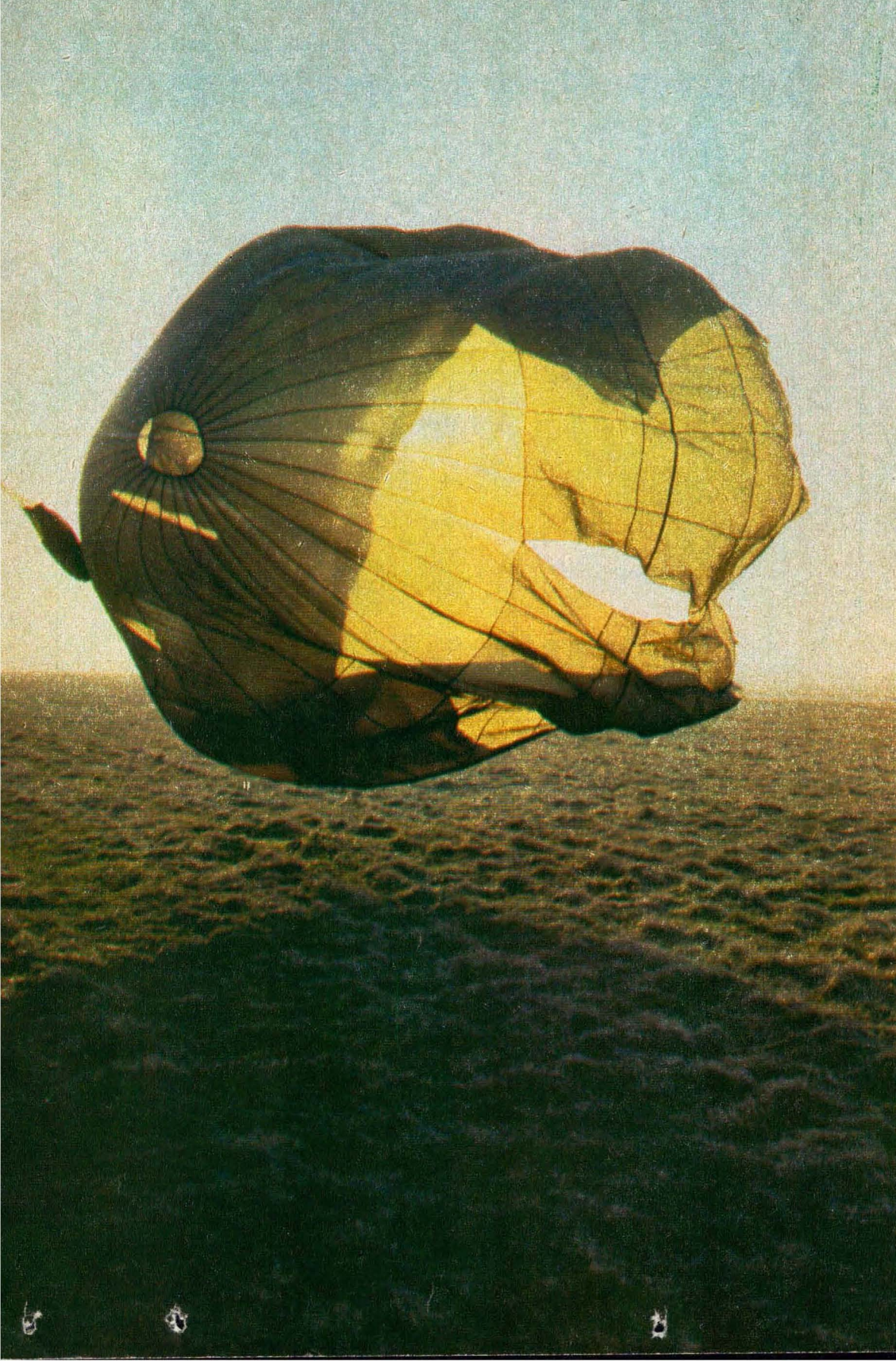
So wird man Berufsoffizier:
- Erwerb der Hochschulreife an einer erweiterten Oberschule bzw. durch eine Facharbeiterausbildung mit Abitur oder Abschluß der 10. Klasse einer polytechnischen Oberschule und einer Facharbeiterausbildung mit anschließendem einjährigem Hochschulreifelehrgang als Offiziersschüler
- vier Jahre Studium an einer Offiziershochschule mit Diplomabschluß, Ernennung zum Leutnant

Entscheide Dich frühzeitig für den militärischen Hochschulberuf!

Bewirb Dich in der 9. Klasse!

Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für Nachwuchssicherung an den Schulen, die Wehrkreiskommandos und die Berufsberatungszentren.

FÜR DEN SCHUTZ DER ARBEITER-UND-BAUERN-MACHT



Im Mai, Brigitte, ist dein Teint viel weicher
als im Dezember oder im April,
und deine Seufzer sind nuancenreicher,
wie ich es mal diskret bezeichnen will.

Im Mai sind deine grünen Blicke tiefer.
Dein Herz schlägt höher als im Februar.
Und deine Küsse sind viel intensiver,
als es im März der Fall gewesen war.

Im Mai bist du bedeutend aufgeweckter
bezüglich Tändelei und Liebeslust,
und deine Zärtlichkeiten sind perfekter
als letztes Jahr im Juli und August.

Im Mai erfaßt dich niedliches Verlangen.
Du träumst von Schabernack in Wald und Flur.
Bin ich dir etwa schon ins Netz gegangen?
Sei brav, mein Kind! Mach erst dein Abitur.

Hansgeorg Stengel

Foto: Michael Nitzschke

ENTDECKUNGEN

Da stand ich nun dem berühmten Seefahrer und Entdecker gegenüber. Wir musterten uns neugierig – oder galt sein Blick eher dem Horizont? Ich wandte mich schließlich ab, während sich der steinerne Christoph Kolumbus weiterhin unbewegt für die Ferne interessierte. Wenn der italienische Fahrensmann im Dienste des spanischen Königs auch einen Zeitvorsprung von genau 488 Jahren vor mir besaß, gab es dennoch gewisse Gemeinsamkeiten zwischen uns. Beide waren wir auf Entdeckungen aus, und beide erkundeten wir Kuba während unserer jeweils ersten Amerika-Fahrt.

Die Unterschiede freilich überwogen. Kolumbus glaubte zeitlebens, Festland entdeckt zu haben, wohingegen mir die Inselnatur Kubas nicht unbekannt war – ringsum Wasser, alles klar, den Atlas hatte ich schon in der Schule studiert. Im ausführlichen „Dienstreisebericht" an seinen spanischen Chef beschrieb Kolumbus die üppige Vegetation des Landes, das Fehlen von Raubtieren, die geringe Anzahl stechender Insekten und ähnliche Annehmlichkeiten für die Eroberer. Die indianische Urbevölkerung erwähnte er nur am Rande. Ihr Schicksal war ohnehin besiegelt. Nachdem die Spanier die Insel 1511 in Besitz genommen hatten, rotteten sie die Ureinwohner gnadenlos aus. 1532 gab es noch 5000 Indianer. Aber da war Kolumbus längst tot. Ich hingegen fühlte mich im heißen Winter 1980 bei 30 Grad im Schatten höchst lebendig und suchte statt der Begegnung mit Krokodilen die mit Menschen, mit Freunden und Genossen. Denn im Gegensatz zu dem einst sehr ungebeten hier auftauchenden Kolumbus war ich herzlich willkommener Gast der AR-Bruderredaktion „verde olivo", benannt nach der olivgrünen Uniformtönung unserer kubanischen Waffenbrüder.

Also dann, adios, Kolumbus – es gibt schließlich noch mehr zu sehen im Revolutionsmuseum von Havanna, das ein Zeitalter zuvor als Präsidentenpalast diente. Elio Pena Martinez, der stellvertretende Direktor des Hauses, beweist es mir mit Eifer und Stolz. Geheimtüren vom Typ Gruselkabinett und andere bauliche Scherze, die dem letzten Diktator Kubas, Batista, die Flucht ermöglichten, gehören hier zu den geringsten Attraktionen. Weit beeindruckender sind all die Zeugnisse des unaufhaltsamen und furchtlosen sozialistischen Aufbaus dicht vor der Haustür des US-amerikanischen Imperialismus.

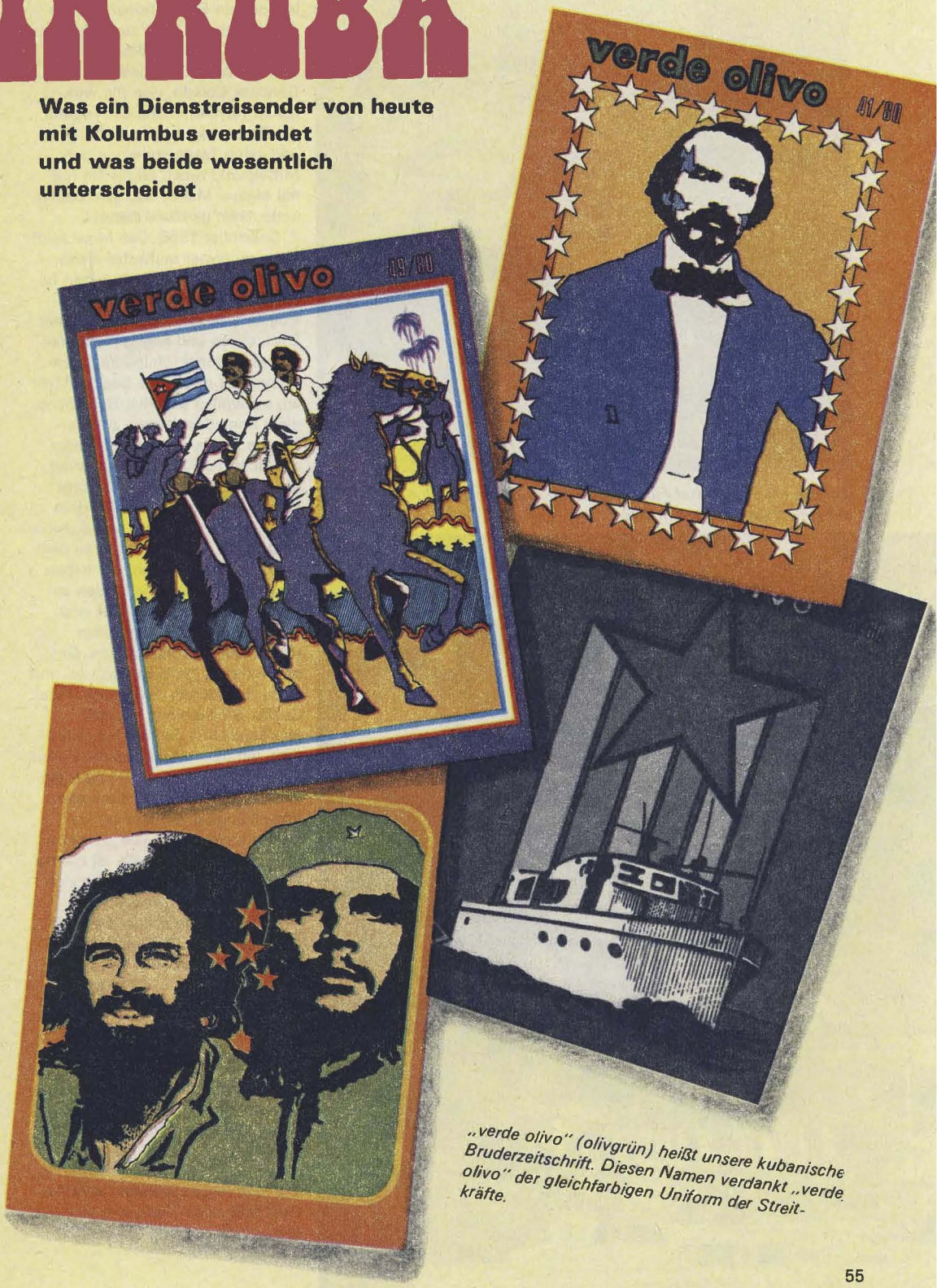
Ich freue mich mit euch, liebe Genossen, über euren erfolgreichen Weg.

Und dennoch – ein Museum bleibt halt ein Museum. Doch wären meine Freunde von „verde olivo" keine echten kubanischen Gastgeber, wenn sie nicht jederzeit eine tolle Überraschung parat hätten. Die Überraschung hieß Norberto Colado, Fregattenkapitän. Colado? Das war der dunkelhäutige Mann, der meinen Rundgang in gleichbleibender Distanz verfolgte, von der Ausstellung keinerlei Notiz nahm und meine gelegentlichen irritierten Blicke mit einem breiten Lächeln erwiderte. Schließlich ein Signal, und ich

Die Revolutionären Streitkräfte Kubas sind mit modernsten sowjetischen Waffensystemen ausgerüstet.

IN KUBA

Was ein Dienstreisender von heute mit Kolumbus verbindet und was beide wesentlich unterscheidet



„verde olivo" (olivgrün) heißt unsere kubanische Bruderzeitschrift. Diesen Namen verdankt „verde olivo" der gleichfarbigen Uniform der Streitkräfte.

Auf diesem Panzer traf Fidel Castro am 8. 1. 1959 nach dem Sieg der Revolution in Havanna ein.

hatte das seltene Glück, einem der legendären Revolutionäre Kubas die Hände schütteln zu dürfen. In diesem Moment wußte ich das freilich noch nicht, und da sich Genosse Colado, wie alle wirklichen Revolutionäre, die Tugend der Bescheidenheit bewahrt hat und seine Taten ungern in den Mittelpunkt rückt, erfuhr ich nur mit einiger Mühe, was sein Leben bedeutsam gemacht hatte:

2. Dezember 1956. Das Meer zeigt sich von seiner rauhesten Seite. Ein kleines Boot kämpft gegen bedrohliche Wellenberge an. Am Bug sein Name: „Granma". Unter Deck sitzen und liegen in dichten Reihen Männer. Einige kämpfen verzweifelt gegen die Seekrankheit an, sie wollen sich ihre Schwäche nicht anmerken lassen. Auf der Brücke umklammert ein Farbiger mit all seiner Kraft das Steuerrad, um den Kurs zu halten. Besorgt schaut er zum Horizont, an dem ein schmaler Streifen Land sichtbar wird: Kuba. Dann blickt er zu dem breitschultrigen Mann, der neben ihm steht. Der hat die Lippen zusammengepreßt, nickt jetzt und entfernt sich, um die anderen unter Deck zu verständigen. Der am Ruder ist Norberto Colado, und jener, der soeben davongeht, Fidel Castro. Sie kommen aus dem mexikanischen Exil. 82 Revolutionäre, mit dem unbeugsamen Willen, der verhaßten Batista-Diktatur ein Ende zu bereiten, und konkreten Vorstellungen, wie dies bewerkstelligt werden soll. Die „Granma" freilich, diese Eierschale, ist nur für 25 Mann gebaut, und drückt sich verteufelt tief ins Wasser, wie Norberto Colado schon beim Ablegen bemerkte. Während der stürmischen Überfahrt schwitzt er Blut und Wasser. Letzten Endes geriet die maßlose Überladung jedoch überraschend zum Vorteil

Fidel Castro mit dem ehemaligen Steuermann der „Granma", Fregattenkapitän Norberto Colado.

Mit dem Boot „Granma" kehrten Fidel und seine Genossen aus dem Exil zurück.

für das waghalsige Unternehmen. Die 82 verschworenen Kampfgenossen wirkten wie ein Kielschwert bei einem Segelboot und verhinderten das Kentern.
Was bedeutete mir jetzt, nach dieser Erzählung, noch Kolumbus? Hier stand ich mit dem größeren Helden und Seefahrer, mit einem, der Kuba nicht für einen Herrscher, sondern für sein Volk eroberte – zurückeroberte. Einem, der die höchsten Auszeichnungen des Landes erhielt, häufig ganz unprotokollarischer Gast bei Fidel Castro ist, sich vor offiziellen Anlässen gern und erfolgreich drückt und sich seinen revolutionären Elan so gut bewahrt hat, daß ich ihn glatt um zehn Jahre zu jung schätzte.

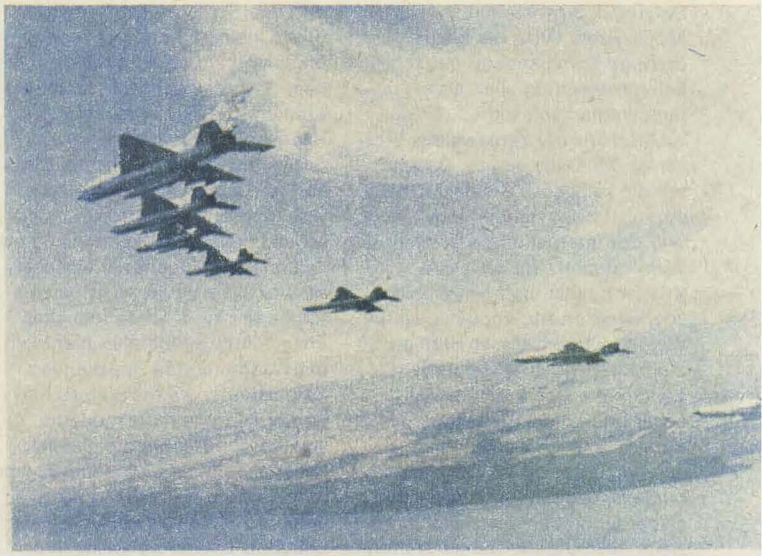
★ ★ ★

Der Marsch der Castro-Rebellen begann an jenem 2. Dezember in der Provinz Oriente, 1 000 Kilometer von der Hauptstadt Havanna entfernt. Ihr Weg war mühevoll und opferreich. Zwar stießen die kubanischen Bauern scharenweise zu der anfänglich kleinen revolutionären Streitmacht. Ihr Haß auf Batista und seine Söldner war groß. Doch die Söldner des Diktators verfügten noch über beachtliche Kräfte und griffen oft massiv an. Zorn oder gar blinde Wut allein genügten nicht, sie entscheidend zu schlagen. In dieser Situation beauftragten Fidel Castro und Che Guevara ihren Genossen Frank Pais im März 1958 mit der Bildung einer zweiten Front. Was für eine gewaltige Aufgabe für den erst 23jährigen Revolutionär! In einem bungalowähnlichen Haus in Oriente stationierte er seinen Stab und ging mit Feuereifer ans Werk. Doch er konnte seinen Auftrag nicht zu Ende führen. Ein feiger Mord von gedungenen Batistabanditen setzte seinem Leben ein Ende. Raul Castro, der heutige Verteidigungsminister Kubas, übernahm das Kommando über die zweite Front.
Das Museum, in das mich meine Freunde bei unserem 1 000-Kilometer-Abstecher nach Oriente führten, war mit eben jenem ersten Sitz des Frontstabes identisch. Und einer, der die Geschichte der zweiten Front von Beginn an intensiv miterlebte, ist der 65jährige Homero Rodriguez, Direktor der Gedenkstätte.
Ich hörte dem freundlichen Alten zu. Die schmächtige Gestalt ließ den zähen Kämpfer von einst nicht mehr vermuten, doch seine Augen bewahrten revolutionäre Glut. Ich durfte einige Ausstellungsstücke in die Hand nehmen – armselige Waffen, mit denen er und seine Mitstreiter damals dem bestens ausgerüsteten Gegner zu Leibe rückten. Zu Flammenwerfern umgebaute Feuerlöscher. Primitive Minen, Handgranaten, Granatwerfer, produziert in provisorischen

ENTDECKUNGEN IN KUBA

Feldschmieden. „Wir haben manchmal vor Wut geweint, weil wir keine Maschinenwaffen besaßen, um die Batista-Flugzeuge zu bekämpfen. Durst, Hunger und andere Entbehrungen waren leichter zu ertragen als diese Ohnmacht in der ersten Zeit." Später erbeuteten die Rebellen die Waffen, die sie brauchten, in genügender Menge vom Gegner, darunter sogar elf Flugzeuge. Aber nur ein einziges konnte eingesetzt werden. Wo sollten damals auch die Piloten herkommen?

Nicht selten werden Luftstreitkräfte und Grenztruppen alarmiert, um das Land gegen nordamerikanische Provokationen zu schützen.



ENTDECKUNGEN IN KUBA

Vom Genossen Rodriguez, dem Revolutionär der ersten Stunde, war es nicht weit zu den revolutionären Soldaten von heute. In einer Nachrichteneinheit fand ich altvertrautes Milieu wieder. An einigen Uniformen blinkte der bekannte Rhombus, das Absolventenabzeichen sowjetischer Militärakademien. Wie sollte ich glauben, daß einige ihrer Träger vor 25 Jahren noch Analphabeten waren? 41 Prozent aller Offiziere der Einheit kämpften in den Reihen der Rebellenarmee. War es da verwunderlich, daß wir stracks auf das Thema Internationalismus und Solidarität zu sprechen kamen? Major Fabre Ortiz, der kleine, drahtige Kommandeur, traf schließlich die Meinung aller, als er temperamentvoll sagte: „1961 wollten uns die Yankees das Messer an die Kehle setzen. Da spürten wir die selbstlose Solidarität der sozialistischen Länder, ihre Stärke, und das internationale Gewicht der konsequenten, für die USA-Krieger höchst unangenehmen sowjetischen Außenpolitik. Heute können wir von dieser Hilfe etwas zurückgeben, vor allem an jene Länder, die sich von imperialistischer und kolonialer Unterdrükkung befreien." Das konkrete Beispiel brauchte Major Ortiz nicht lange zu suchen: 40 Angehörige seiner Einheit erwiesen sich an der Seite ihrer angolanischen Waffenbrüder als Internationalisten der Tat, lehrten die ins Land eingedrungenen südafrikanischen Rassisten das Fürchten.

Nicht nur unerschrockene Männer bewiesen auf diese Weise ihren solidarischen Geist. Auch die junge Frau in Uniform, die mir verlegen zulächelte, wollte nicht abseits stehen und meldete sich für den Einsatz in Angola – als Funkerin. Heute sitzt sie, wie zu Beginn ihrer militärischen Laufbahn vor acht Jahren, wieder am Schreibtisch und bearbeitet die Finanzangelegenheiten der Einheit. Aber wenn mal Not am Mann ist – das Funken hat Unteroffizier Maria Perez Garcia noch längst nicht verlernt. Im fernen Angola kämpfte sie Seite an Seite mit dem Funker Jose Cardona Mendez. Er fiel als überzeugter Internationalist.

Ich stand an seinem Bett im Schlafsaal. Keiner sprach ein Wort. Die Schlafstelle, von einer roten Kordel umgeben, wird täglich frisch hergerichtet. Den ehrenvollen Auftrag erhält der beste Soldat des Tages. Neben dem Porträt des gefallenen Soldaten am Kopfende des Bettes hängt eine Tafel mit einem Lebenslauf. Es sind nur wenige Sätze. José war erst 18 Jahre alt.

★ ★ ★

Von den bärtigen Revolutionären und den Soldaten der Gegenwart führte meine Erkundungsreise folgerichtig zur Zukunft Kubas, dem Stolz des Landes – zu den Kindern. Die Pionierrepublik in Havanna ist schon eine große Sache für die kleinen Leute. Klar, daß es mich bei der Riesenauswahl von 162 technischen, politischen, sportlichen, kulturellen und militärischen Arbeitsgemeinschaften vor allem zu letzteren hinzog. Ich hatte gewiß schon manches Erstaunliche erlebt, aber hier blieb mir wahrhaftig die Spucke weg. Zwölfjährige, die mit nahezu eleganter Perfektion die moderne sowjetische Nachrichtentechnik beherrschten. 14jährige mit Panzerfahrerlaubnis, erworben in einem entsprechenden Zirkel. Und diese Erlaubnis nutzen sie weidlich an den Lenkhebeln des T-34. Nur die Dreikäsehochs, die sich der Fliegerei verschrieben haben, blickten manchmal ein bißchen neidvoll zu ihren „Militärkollegen" von den anderen Waffengattungen und dann sehnsüchtig in den blauen Himmel, der ihnen vorerst noch verschlossen bleibt. Sie müssen sich mit „Trockentraining" in den Kabinen der MiGs begnügen. Ein respektables Trostpflaster spendeten ihnen freilich jüngst Piloten der kubanischen Luftstreitkräfte bei einem Besuch in der Pionierrepublik. So geschickt, wie die jungen Burschen mit Steuerknüppel, Pedalen, Drosselhebel, Schaltern und Knöpfen umgingen, versicherten die Jagdflieger, könnten sie einen Luftkampf durchaus erfolgreich bestehen. Keine Frage, daß sich die Knirpse im Glanze dieses Kompliments als die Größten fühlten und gelassen dem Tag

Homero Rodriguez, Direktor des Museums „2. Front ‚Frank Pais'".

entgegensahen, an dem sie die Hauptdarsteller für den monatlichen Film des kubanischen Fernsehens über die Pionierrepublik stellen sollten.

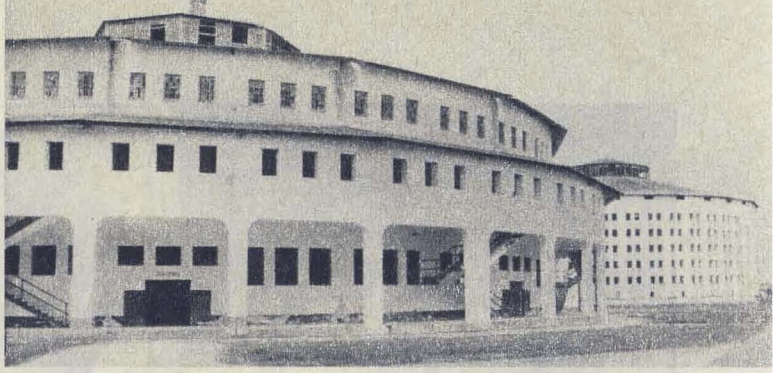
★ ★ ★

Und wieder werde ich an Kolumbus erinnert. Auf der „Insel der Jugend" nämlich. Sie war, so meine Begleiter, zu damaligen Zeiten *der* Piratenunterschlupf. Und als solche soll sie wohl auch für Stevensons „Schatzinsel" die Informationsquelle gewesen sein.

Nun, wie dem auch sei. Was mich hier beeindruckte: die jungen Leute, keiner älter als 28, die Vielzahl von Schulen und anderen Bildungseinrichtungen. Die achtzigste wurde hier im vergangenen Jahr übergeben. Nutznießer aber sind nicht nur kubanische Mädel und Jungen. An 16 Schulen werden Kinder unterrichtet, in deren Heimatland noch um die nationale Befreiung gekämpft wird, bzw. die

bereits dabei sind, die Folgen jahrhundertealter kolonialer Unterdrückung zu beseitigen.
Ob man mal . . . ? Aber natürlich. Beispielsweise könnte ich ja die Schule „Samora Machel" besuchen. 600 moçambiquanische Kinder lernen hier, erwerben die Fachschul- bzw. Hochschulreife, um dann ebenfalls in Kuba ein entsprechendes Studium aufzunehmen. Als perfekte Fachleute, Wissenschaftler oder Mediziner gehen sie Jahre später in ihre Heimat zurück.
Nicht alle der vorbildlich eingerichteten Klassenräume und Lehrkabinette waren an diesem Vormittag „belegt". „Polytechnischer Unterricht", bedeutete mir Direktor José Matos Garcia. „Sie arbeiten auf den Zitrusplantagen. Ein guter und vor allem auch nützlicher Ausgleich für das Sitzen über den Büchern." Natürlich mußte ich mir auch die kleine, von den Schülern selbst geschaffene Ausstellung über die moçambiquanische Kultur ansehen, am Abend noch einem Kulturprogramm beiwohnen. Und mit welcher Begeisterung die kleinen braunäugigen Wuschelköpfe dabei waren, mit welchen einfachen Mitteln sie es bewerkstelligten, das berührte mich sehr.
Fazit dieser Tage in Kuba: Kolumbus war ein großer Entdecker und sonnt sich im Revolutionsmuseum zu Havanna gewiß zu Recht in seinem Ruhm. Doch was man heute im Freundesland Kuba entdecken kann, ist weit bedeutsamer.

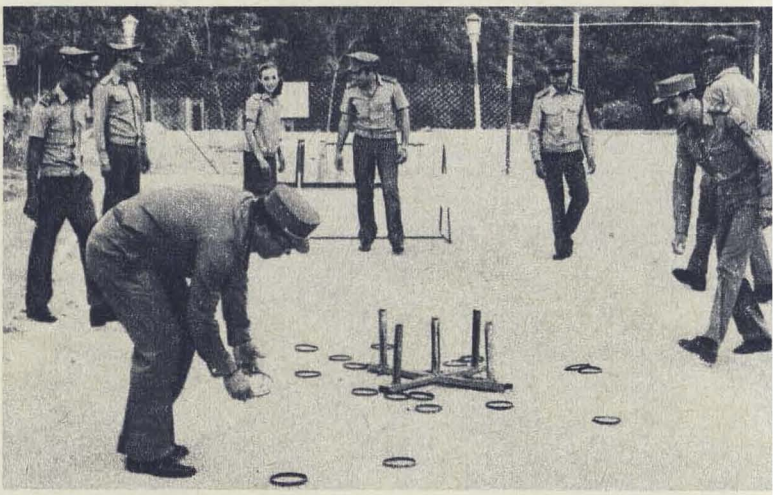
Oberstleutnant Wolfgang Mattheés
Fotos: Autor (5); ADN: Herold (2), Kohls (1); Archiv (4)



Einstiges Batista-Gefängnis, in dem auch Fidel Castro und zahlreiche seiner Kampfgefährten eingekerkert waren. (Bild oben)

Ein moçambiquanischer Lehrer, Virgilio Zacarias Guwane, von der Schule „Samora Machel". (Bild rechts)

Besuch in einer mehrfach ausgezeichneten Nachrichteneinheit. Die Soldaten schufen sich ein vorbildliches Freizeitzentrum.



Oberleutnant Pablo Utrea Goilarte leitet in der Pionierrepublik Havannas einen militärischen Zirkel für künftige Nachrichtensoldaten.

Gefreiter Vollbarth in seiner Startanlage und beim Beladen des Gefechtsfahrzeuges mit einem Gefechtsraketen-Container

Erkenntnis des Fla-Raketen-Kanoniers Karsten Vollbarth beim Schießen:

Nur die Ruhe bewahren

Gemächlich beißt Karsten Vollbarth von seiner Weißbrotschnitte ab, trinkt einen Schluck Milch hinterher. Aber so recht will dem Gefreiten das Frühstück im Feldlager heute nicht schmecken. Zu sehr ist er mit den Gedanken voraus. Einen Gefechtsstart wird er in den nächsten Stunden von seinem Fla-Raketenkomplex kleiner Reichweite auslösen, er, der Kanonier des Fahrzeuges Nummer 108, als einziger auserwählt unter den Spezialisten des Truppenteils „Karol Swierczewski". Ein Start ist für das Regiment vorgesehen, Vollbarth wird ihn vollziehen. Eine ehrenhafte Aufgabe – aber auch eine große Verantwortung. Der Gefreite spürt, daß unzählige Augenpaare seine Handlungen kritisch verfolgen, weiß, daß sein Regiment einen Erfolg erwartet. Aufgeregt ist er nicht,

nein, nein, er hat ruhig geschlafen, als Lehrer ist er Prüfungsatmosphäre gewöhnt. Und außerdem: Er vertraut seinem eigenen Können und der zuverlässigen Waffe. Jedoch, so ein kleines flaues Gefühl im Magen, das wird er doch nicht los. Ob auch wirklich alles klappen wird?
Dicht gedrängt stehen die Gefechtsfahrzeuge im Bereitstellungsraum des Schießplatzes. Fla-Raketenzüge aus verschiedenen sowjetischen und NVA-Truppenteilen sind hier zusammengezogen worden. Gemeinsam haben sie in den letzten Tagen trainiert, gemeinsam werden sie auch schießen. Indes, das miese Wetter stellt sie alle auf eine Geduldsprobe, müssen sie doch lange ausharren, sind zum Nichtstun verurteilt. Unentwegt schauen die Besatzungen in den trüben, regnerischen Himmel. „Hoffentlich kommen die Wolken nicht noch tiefer. Da wäre das kleine Imitationsziel überhaupt nicht mehr erkennbar." Der Kommandant der 108, Unteroffizier Wendler, spricht's zu seinem Kanonier, zündet sich etwas nervös eine Zigarette an. „Abwarten", erwidert Vollbarth gelassen. „Wenn es so flutscht wie gestern abend, dann holen wir schon was vom Himmel." Gestern, das war so'n Ding, das den Besatzungen einiges abverlangte . . .

●

„Gottverdammich! Können die das nicht bald sein lassen? Sich was anderes einfallen lassen?" brummelt Vollbarth vor sich hin. Soeben hat er wiederum im Kopfhörer den Befehl vernommen, der die Fahrzeuge seines Zuges vor zum Beladepunkt und dann zur Feuerlinie zum Training ruft. Zum wievielten Male wohl? Wiederum stellt er die Gefechtslage der 108 her, sucht das Imitationsziel, faßt es auf und begleitet es bis zur „Vernichtung". Sein Fluch ist nicht ernst gemeint. Vollbarth weiß das intensive Trainieren zu schätzen. Das Üben auf einem Schießplatz unter einigermaßen realen Bedingungen, wo hat man schon diese Möglichkeit, wo kann man schon besser seine Fertigkeiten vervollkommnen? Aber muß es immer so eintönig, muß es immer dasselbe sein?
Und da ist noch etwas anderes, was ihn zusehends wurmt. Beim letzten Üben in der Feuerstellung sieht er das Ziel nicht mehr, die Besatzung muß unverrichteter Dinge in den Bereitstellungsraum zurückkehren. Als Zielimitation dient das Geschoß eines Werfers. Wie eine Sternschnuppe beschreibt es lautlos einen Bogen am Himmel, stürzt dann herab. Diesen winzigen, rasenden Leuchtpunkt müssen die Kanoniere ausmachen und blitzschnell ins Visier bekommen. Ihr Blickfeld ist beengt,

die gläserne Schutzscheibe vor dem Visier begrenzt es. Da ist der gut dran, der das kleine leuchtende Ziel früh erkennt und seine Startanlage darauf richten kann. Karsten Vollbarth gelingt es in den letzten Stunden nicht mehr!

„So'n Mist!" zischt er. „Ist der Himmel zu grell geworden? Sind deine Augen schon vom ständigen Beobachten geblendet? Du hast doch die Tage vorher auf den Übungsplätzen einwandfrei ‚geschossen'! Ob Strahlflugzeuge, Hubschrauber oder Raketen – stets konntest du sie erkennen, sie mit dem Visier auffassen und mit der Waffe begleiten. Und jetzt? An Schulze, unserem Fahrer, liegt es nicht. Der bringt das Fahrzeug gut zum Halten, sucht eine ebene Fläche aus, der Sichtwinkel müßte ausreichen."

Karstens Sorgen werden nur zum Teil geringer, als er erfährt, daß auch die anderen Besatzungen gleiche Schwierigkeiten haben. Anscheinend heben sich die Feuerpunkte nicht scharf genug vom Himmelhintergrund ab. Nur zwei, drei Kanoniere konnten einigemale das Ziel erkennen und verfolgen. Grund genug für den Leiter des Schießens auf dem Kommandoturm, am Können des Gefreiten Vollbarth zu zweifeln. Dieser Genosse soll morgen den Gefechtsstart durchführen? Und hat jetzt beim Trainieren viermal hintereinander das Ziel verfehlt? Eine andere Besatzung wird zusätzlich nominiert. Zwischen beiden wird heute um 21 Uhr entschieden, nachdem das abendliche Training das letzte vor dem Schießen, beendet ist.

Zugführer Oberleutnant Lehmann indes glaubt fest an seinen Mann, den Gefreiten Vollbarth. Nicht von ungefähr hatte er ihn zum scharfen Schuß vorgeschlagen, ihn, der zu den besonnensten und erfahrensten Kanonieren der Einheit zählt. Träger der Klassifikation.

450mal saß der Gefreite in dem Trainer daheim in der Kaserne, bewährte sich bei dieser elektronisch gesteuerten Simulation der Flugzeugabwehr, 140 andere Starts hatte er beim Trainingskomplex im Freien. Nur wenige mißlangen ihm, die Kreuze in der Spalte „Erfüllt" in seinem Schießbuch sind weitaus in der Überzahl. Den 26jährigen Vollbarth selbst macht das plötzliche Auftauchen eines „Rivalen" keinesfalls unsicher. „Der Bessere soll schießen", meint er.

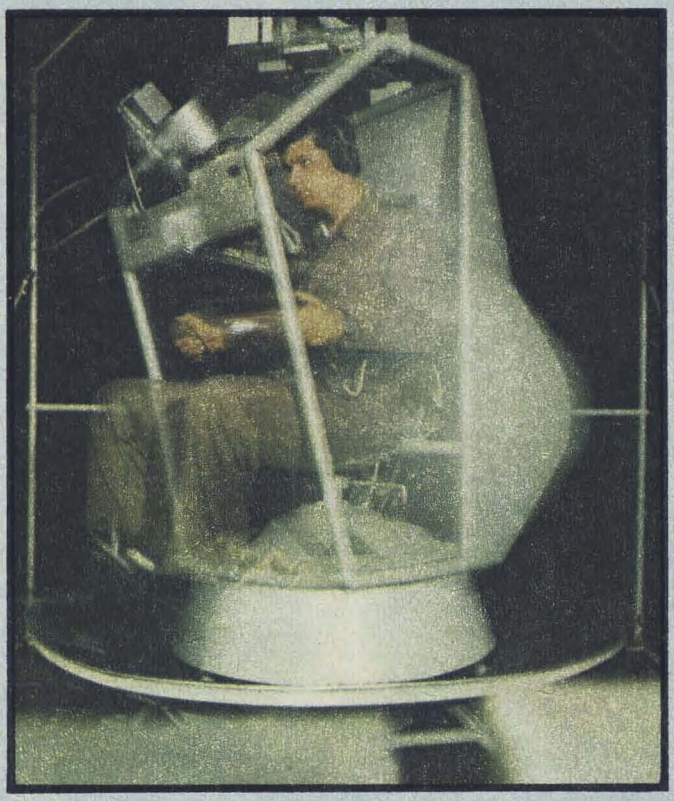
Nach dem Abendessen finden sich Kanoniere und Kommandanten auf dem Raucherplatz zusammen. Der Leiter des Schießens hat einen sowjetischen Fähnrich eingeladen, einen alten Fuchs der Truppenluftabwehr. Alexejew erzählt, wie die sowjetischen Kanoniere mit dem Problem des Zielauffassens auf diesem Schießplatz und bei diesem Wetter fertig werden, gibt einige Kniffe preis. „Eventuell sollte der Sitz tiefer gestellt werden, um besser aus der Scheibe schauen zu können. Günstig ist auch, den Gummiwulst am Visier abzumachen. Man kommt dann mit dem Gesicht näher an die Sichtscheibe ran." Karsten horcht auf. Er nimmt sich vor, dies nachher beim abschließenden Training sofort auszuprobieren.

Die Übungen am Abend werden ein voller Erfolg. Am etwas dunkleren Himmel sind die Ziele deutlicher zu erkennen; beherzigt wurden außerdem die Hinweise der sowjetischen Freunde. Zufrieden kehren die Besatzungen ins Feldlager zurück, zufrieden ist auch Gefreiter Vollbarth, denn der Befehl lautet: Morgen schießt die 108...

●

„Zur Beladung vorwärts!" Endlich hat die stundenlange Warterei ein Ende, endlich ist der Zeitpunkt gekommen, auf den sich die drei von der 108 so lange und gründlich vorbereitet haben. Den Reigen begann vor ihnen eine sowjetische Besatzung. Mit einem Volltreffer! Unsere Genossen sind zuversichtlich, daß es ihnen ebenso gelingen werde. Behutsam, doch zügig lenkt Gefreiter Schulze das Fahrzeug durch die Schlammlöcher in die Feuerstellung, hält auf einer

So fotografierte der Bildreporter das Auftreffen der Rakete auf ein Imitationsziel, das Geschoß eines Werfers



Im Trainer in der Kaserne erlernt der Kanonier das perfekte Auffassen von Zielen, ehe er sich in das Gefechtsfahrzeug setzen und zur Feuerstellung fahren darf

ebenen Fläche. „Noch zwei Meter vorfahren!" hören sie über Bordsprech. Kaum bleibt der SPW erneut stehen, sieht Vollbarth links oben in seiner Scheibe einen leuchtenden Punkt auftauchen. Sein Ziel! Nanu, so plötzlich? durchzuckt es ihn. Wo bleibt denn das Kommando vom Führungsfahrzeug zur Zielsuche und -vernichtung? Der Kanonier hat den Feuerpunkt im Visier, verfolgt ihn, aber in den Hörmuscheln seiner Kopfhaube bleibt's still. Da muß doch irgend etwas hinten mit der Information nicht stimmen, geht es Vollbarth durch den Kopf. Warum passiert denn nichts? Verschwindet jetzt mitsamt dem Ziel auch meine Chance? War alles umsonst? Vollbarth beherrscht sich, spielt keinen Augenblick mit dem Gedanken, die Rakete selbst zu starten, Versäumtes vielleicht nachzuholen, es im Alleingang zu versuchen. Ohne Befehl des Leitenden wird nichts getan, so lautet die Order. Der Gefreite hält sich daran, bewahrt Feuerdisziplin. Und er handelt richtig. Später stellt sich heraus, daß die Sicherheit im Schußsektor nicht gewährleistet war und das Feuerkommando gestoppt wurde. 108 erhält den

Befehl, erneut einzufahren. Der nicht durchgeführte erste Start hat die Besatzung keinesfalls durcheinandergebracht. Es lag ja nicht an ihnen, also werden sie ihr Können nochmals beweisen!

Erneut geht Vollbarth sicher zu Werke, ohne Hast, doch schnell und sicher führt er die ankommenden Befehle aus. Während er im optischen Visier das Ziel mit den Augen verfolgt, hantieren seine Hände fast automatisch mit Tasten und Hebeln rechts und links seines Sitzes. In Gedanken zählt er die Sekunden mit. Der rechte Daumen tastet sich vor, drückt einen Schalter. Und schon hört Karsten in seinen Ohren ein Summen. Das Zeichen seiner Rakete, daß ihr Kreisel arbeitet, sie mit ihrem Zielsuchlenkkopf den dahinrasenden Feuerpunkt erfaßt hat und seinen Kurs mitgeht. Gleichzeitig taucht im Visier die elektronische Marke auf, umfaßt das Ziel. Karsten gibt den Vorhalt ein, drückt dann den Tastschalter in die Stellung „Start". Laut klappen draußen am Fahrzeug die Jalousien am Motorraum zu, untrügliches Signal, daß die Rakete gleich ihren Container oben auf dem SPW verlassen wird. Vollbarth sieht zuerst nur einen Feuerstrahl, erkennt dann das Ziel, beobachtet, wie seine Rakete von unten her fast geradlinig zur Zielflugbahn emporsteigt, sie kreuzt. Der orangefarbene Schein der Explosion beendet das Schauspiel. „Geschafft!" – „Herrlich!" Kommandant und Fahrer hauen ihm auf die Schenkel. „Prima!" – „Gut gemacht!" kommt's über Bordsprech von den Außenstehenden.

Ja, die 108 hat den Gefechtsstart tipptopp vollzogen, mit der ersten Rakete getroffen. Und wenn jemand fragt, wie das „Rezept" für solch ein Ergebnis lautet, so antwortet ihr Kanonier: „Das oberste Gebot ist, stets Ruhe zu bewahren und nicht hektisch zu werden. Die Waffe muß perfekt beherrscht werden, man sollte mit verbundenen Augen jeden Knopf, Hebel, Schalter im Fahrzeug finden. Hinzu kommt ein gut trainiertes Reaktionsvermögen des Kanoniers. Und schließlich muß die Besatzung gut eingespielt und fit sein, muß sich einer auf den andern verlassen können."

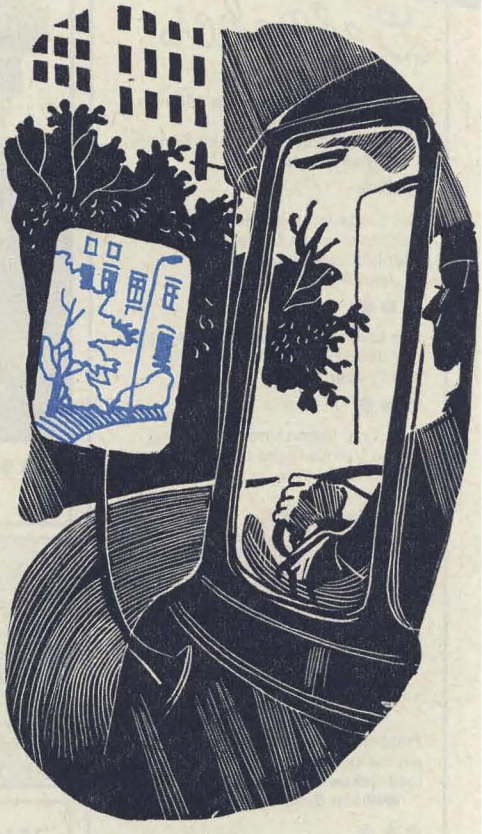
Oberstleutnant Horst Spickereit
Fotos: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Nachtschießen

Als mein Rennen zur Ausgangslinie marschierte, war es bereits stockdunkel, und man hörte nur das trockene Knattern der MPis und die kurzen Befehle der Vorgesetzten.
Ich war meiner Sache sicher. Was war das schon, mit 15 Schuß zwei Scheiben zu treffen? Hatte ich am Tage nicht eine Eins erhalten? Daß statt der Scheibe nur ein flackerndes Licht zu sehen ist, macht gar nichts.
Dann lag ich in der Feuerstellung und versuchte über das schwach glimmende Nachtvisier zu zielen. Gar nicht so einfach, stellte ich fest und schoß. Das Licht flackerte weiter – daneben! Zweiter Feuerstoß. Auch daneben. Verdammt! Da tauchte bereits das zweite Licht auf. Wieder zielen. Feuerstoß. Endlich getroffen. Noch taub von den Explosionen erhob ich mich. Note drei!
Das war mir noch nie passiert. Meine Stimme hatte merklich an Sicherheit verloren, als ich das Ergebnis dem Gruppenführer mitteilte.
„Im übernächsten Rennen schießen Sie noch einmal!", wies er an. Ich nickte und ging zum Munitionsempfang.
Dann das Schießen. Zurück kehrte ich wie ein geprügelter Hund.
Note fünf.
„Waaas? Holen Sie sich neue Munition! Wissen Sie, daß Sie der Einzige mit einer Fünf sind?!"
Als ich zum dritten Mal mit angelegter MPi auf der Erde lag, hatte ich schweißnasse Hände, und das Herz hämmerte.
„Nun mal schön ruhig", sagte ein Offizier hinter mir, der meine Aufregung bemerkt hatte.
Ich nickte, zielte, schoß.
„Viel zu weit links!", hörte ich seine Korrektur.
Wieder schoß ich.
„Mann, Sie schießen ja in den Dreck! Halten Sie höher und mehr nach rechts!"
Ich zitterte. Wieder daneben, wieder daneben!
Mehr tot als lebendig meldete ich die zweite Fünf meinem Unteroffizier. Der verzog das Gesicht, als wäre er mit dem nackten Fuß in etwas Ekliges getreten, betrachtete mich von oben bis unten und befahl erstaunlich leise: „Munition holen! Ich werde Ihnen mal zeigen wie man schießt!"
Diesmal kam er mit.
Die Lichter flackerten auf. Ich umklammerte den Handschutz und zog den Abzug durch. Feuerstoß – vorbei! Plötzlich bellte die MPi neben mir. Mein Ziel verschwand. Was soll denn das? Ich blickte zur Seite, doch mein Gruppenführer lag ruhig auf seinem Platz. Als mein zweites Ziel auftauchte, hatte ich noch nicht abgedrückt, als er bereits schoß und traf. Ein ebenso gezielter Feuerstoß erreichte sein eigenes Ziel. Da war mir alles egal. Irgendwo nach vorn feuerte ich mein Magazin leer. Drei – Fünf – Fünf, hämmerte es in meinem Kopf, und dann Betrug! Sollte ich empört sein? Oder dankbar? Oder gleichgültig?
Wieder stand der Gruppenführer vor den Soldaten, fragte nochmals die Ergebnisse ab und trug sie in sein Notizbuch ein.
„Nun, Genosse?", hörte ich ihn fragen, „Note?"
Ich zögerte und erwiderte leise: „Fünf."
„Wieso?" fragte er laut, „Sie haben doch alles getroffen?"
„Zu Befehl! *Sie* haben alles getroffen!" antwortete ich. „Note Fünf!"

Feldwebel d. R. Heino Hertel

Report eines Fahrers



Bin Militärkraftfahrer.
Schleppende Kolonnenfahrt
durch die Stadt.

Habe Zeit, ein Auge frei, die Menschen anzusehen.
Beachtet uns jemand?
Ich sehe Hektik und Geschäftigkeit.
Der Feierabend hat sie ergriffen.
Was sie sich wohl für heute Abend vorgenommen haben?
Theater, Kino oder Fernsehen mit Bier?
Wie lange habe ich schon keinen Urlaub gehabt?

Sind sie dankbar, sind sie mitleidig, die Blicke,
die in mein Fahrerhaus dringen?

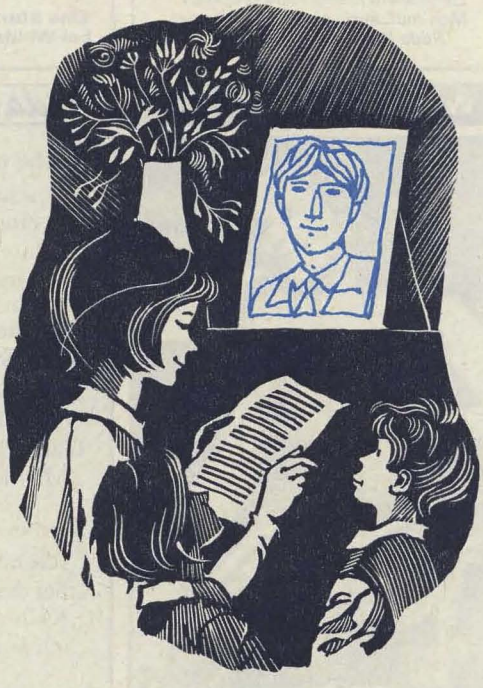
Wir fahren an einer Grünanlage vorbei.
Ich bewundere die Farbenpracht der Blumenrabatten.
Früher ist mir so etwas nie aufgefallen.

Dann Kreuzungsstau.
Unsere Kolonne muß halten.
Autofahrer gestikulieren,
stören wir?

Passen wir nicht in das Bild der Stadt?
Doch, denn ihr gesichertes Leben ist Lohn unserer Kraft!

Soldat Ralf Vogt

Dialog eines Reservisten



Du sagtest, wenn ich Wochen dich verlasse,
sind diese Wochen für dich nicht gelebt.
Ich sprach darauf, daß ich das, Frau, nicht fasse,
weil auch getrennt es sich gemeinsam strebt.

Du teilst der Tochter und des Sohnes Sorgen
mehr als die meinen oft (wie uns bewußt).
Und dreizehn Wochen mich mal wegzuborgen,
sag, ist's dir wirklich so ein „Weltverlust"!?

Ich les' die Briefe, die du mir geschrieben,
seit Tagen nun zum wiederholten Mal.
Draus wird mir greifbar, daß wir uns noch lieben,
und ich erkenne deutlich deine Qual. –
Du solltest mich nicht allzu eitel machen,
und in den nächsten Briefen, Liebste, lachen!

Günter Wagner

Illustrationen: Karl Fischer

Garantiert echt!

Liebliches

Ergreift die Liebe erst des Mannes Seele,
wird das Genie selbst zum Kamele.
Wilhelm Busch

●●●

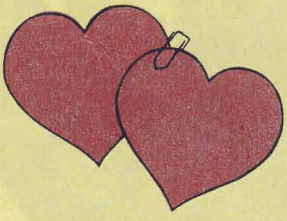
Die Liebe ist wie eine Volkshochschule: sie besteht hauptsächlich aus Abendkursen.
Jean Marais

●●●

Die Liebe sättigt, sie macht alles; nur den Durst löscht sie nicht.
Theodor Hippel

●●●

Eine Frau lieben und gleichzeitig etwas Vernünftiges tun, ist schwer.
Leo N. Tolstoi



Platonische Liebe kommt mir vor, wie ein ewiges Zielen und Niemalslosdrücken.
Wilhelm Busch

●●●

Liebe allein macht nicht glücklich. Man muß auch dürfen und können.
Roda Roda

Preisgekrönt **Unser Foto zeigt den noch völlig überraschten Sieger des diesjährigen Wettbewerbs um den militärischsten Haarschnitt.**

LYRIK-ECHO

URLAUBSSCHEINE
MUSS MAN SICH
VERDIENEN
DIENEN
DIENEN

MM-HINWEIS

Eine Sturmbahn kann auch bei Windstille benutzt werden.

Mini-Militärisches

Format hat nicht nur der mit dem größten Kaliber, sondern wer trifft.

Schlecht gezielt – trotz Doppelkorn!

Eingelaufene Wäsche mögen wir nicht, aber eingelaufene Stiefel.

Der Flirt ist ein Spähtrupp ins Niemandsland.

WAS IST SACHE?

Soldaten schreiben für Soldaten

Liebe ohne Gewähr

Ein schmucker Soldat steht Brückenwache
mit einem Gewehr unten am Bache.
Soldatenbraut fragt: „Liebst du mich sehr?"
„Ich liebe dich schon, aber ohne Gewähr."

Die Liebe des Soldaten Bruch oder Ewige Treue einer Korbmacherin

„Bleibst du mir treu?" fragt im Korbmacherladen
Soldat Bruch sein Mädchen mit den schönen Waden.
Ganz zärtlich haucht das Fräulein Amörbe:
„Mag kommen, wer will – ich verteile nur Körbe!"

Der ewige Lenz

„Ich mag keine Männer", meint die hübsche Karin Strenz,
„bei denen die Liebe nur im Frühling blüht, im Lenz."
„Kein Angst, Liebling", meint Maat Waldemar,
„ich lenze auf meinem Schiff das ganze Jahr."

MINI MAGA ZIN

„War doch ganz schön, die Unterwasserfahrt, gelle?"

POSTSÄCKL

Stoßseufzer
Immer wenn wir Putz- und Flickstunde haben, packt mich ein schmerzlicher Gedanke: Mir hat auch keiner an der Wiege gesungen, daß ich meine Strümpfe mal selber stopfen muß.
Soldat W. Löchrig

Das ist ja auch kein Text für ein Wiegenlied!

Anfrage
Wieviel ergibt zweimal sieben?
Soldat R. Echner

Ganz feinen Sand!

Neues vom Regiment nebenan
Bei einem Besuch im Feldlager der Freunde sollten wir auch einen Schlag aus der Feldküche bekommen. Da es bei uns mit der russischen Sprache etwas hapert – wer weiß schon, was Gulaschkanone heißt? –, fragten wir: „Wo ist Kaschalaschnikow?"
Es hat übrigens prima geschmeckt.
Soldat H. Ungrig

Werte Kulturredaktion!
Bei einer ihm passend erscheinenden Gelegenheit bedachte mich mein Stubenältester mit dem Ausruf: „Du Flegel!" Nun schreibe ich tatsächlich kleine Geschichten.
Soll ich Ihnen mal was zuschicken?
Soldat A. Kugel-Schreiber

MM-Galerie (ohne Worte)

Abzählvers

Hoppe, hoppe Reiter,
wenn er fällt,
dann schreit er.
Wenn er schreit,
dann fällt er
immer aus dem Rahmen.
Kennst du seinen Namen?

ÜBRIGENS

. . . kann man auch mit einer kleinen Stiefelgröße auf großem Fuß leben.

MM-Silbenrätsel

Aus den Silben
a – ab – an – arm – brust – ca – ca – chen – cher – da – den – es – ex – form – ga – ge – ger – hein – held – kunft – la – la – la – larm – ma – männ – mi – mi – ni – ni – nicht – no – po – qui – rau – re – re – sa – sa – sen – ser – sit – tak – teil – ter – tik – trä – u – un – va – ver – vist – vol – zel – zin
sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine allseits beliebte Publikation ergeben.

1. Einheits-Weckruf,
2. herausragender Handfeuerwaffenmeister,
3. zweiseitiger Vorratsbehälter,
4. Traumziel einer MHO-Verkaufsstelle,
5. Eintopfschlepper,
6. etwas älterer Ersatzmann,
7. Jacke wie Hose,
8. nikotinarmes Coupé,
9. Beifallsruf eines Gruppenführers beim Exerzieren,
10. Strategie einer Wurst,
11. Heldenrolle des Soldaten Schön im Ausgang,
12. Hausgeist für den Stubendienst,
13. Schußwaffe aus Körperteilen,
14. Herberge des Soldaten

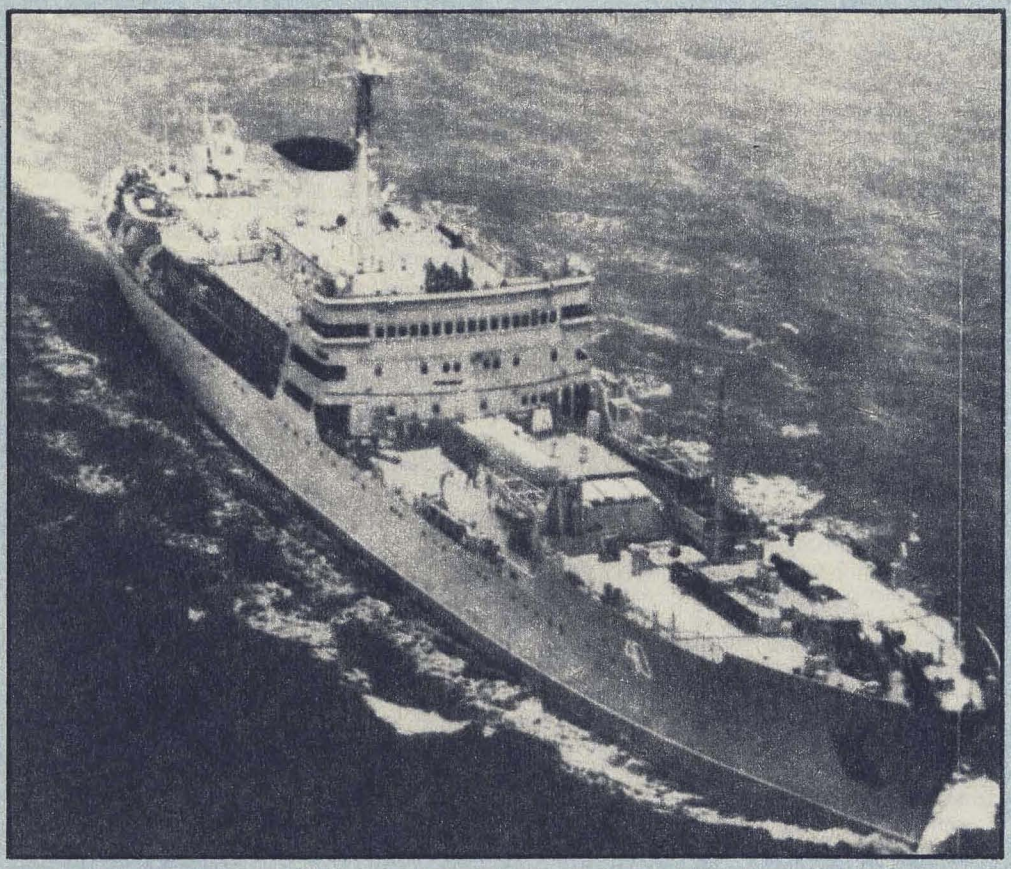
„Aber morgen soll der sich ja 'ne Hupe einbauen!"

Wenn der Versorger kommt

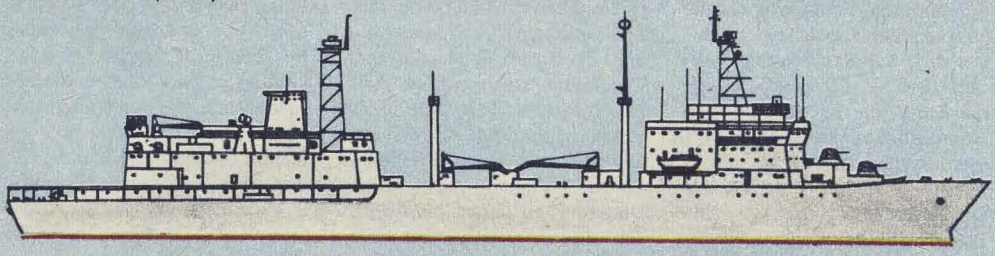
Stellen wir uns folgende mögliche Situation vor: Mit Marschgeschwindigkeit zieht ein großes Versorgungsschiff der sowjetischen Seekriegsflotte seinen Kurs. An Bord herrscht reges Treiben. Vorbereitungen werden getroffen, um die bevorstehende Versorgung eines Schiffsverbandes auf See sicher und schnell zu bewerkstelligen. Vor Tagen wurde der UAW-Kreuzer KIEW angekündigt, um Ersatzteile zu übernehmen und den Treibstoffvorrat zu ergänzen. Da gibt es für die Besatzung des Versorgers einiges zu tun . . . Bis zur Übergabe verbleibt noch Zeit. Wir wollen sie gedanklich nutzen, um uns über die Einrichtungen des Schiffes und über die weiteren Mittel und Aufgaben dieser speziellen Tätigkeit zu informieren.

Beginnen wir bei den zu versorgenden Einheiten. Ein Kampfschiff wie die KIEW besteht aus einer Vielzahl von Einrichtungen und Systemen, die bedient und regelmäßig gewartet werden müssen. Denn erst das sinnvolle Zusammenwirken und perfekte Funktionieren aller Elemente garantieren die ständige Gefechtsbereitschaft. Dabei werden die unterschiedlichsten Arten und Mengen von Materialien verbraucht. Die Haupt- und Hilfsmaschinen benötigen Treib- und Schmierstoffe. Bei Gefechtsübungen werden entsprechend der unterschiedlichen Aufgaben

Versorgungsschiff Manytsch



Werkstattschiff (oben)



Großes Versorgungsschiff (Skizze u. Bild u.)

Munition für die Rohrartillerie und UAW-Waffen, Fla-Raketen oder Raketen der Unterklasse Schiff-Schiff eingesetzt, die wieder zu ergänzen sind. Die an Bord befindlichen Hubschrauber und senkrecht startenden Kampfflugzeuge sind ohne Spezialtreibstoff und Munition nicht einsatzbereit.

Teile von Maschinen und Anlagen verschleißen. Deshalb müssen an Bord eine Reihe von Ersatzteilen ständig vorrätig sein. Rumpf und Aufbauten sind durch Luftfeuchtigkeit und Seewasser der ständigen Korrosion ausgesetzt. Mit Korrosionsschutzmitteln und Farbe wird dieser „Gegner" bekämpft.

Die Besatzung muß bei ihrem schweren und verantwortungsvollen Dienst gut versorgt werden, was einen großen Vorrat an Lebensmitteln begründet. Der besten Vorratswirtschaft sind aber durch den täglichen Verbrauch und die beschränkte Größe der Vorratsräume Grenzen gesetzt. Regelmäßige Auffüllung ist also vonnöten.

Die mitgeführte Treibstoffmenge bestimmt den Aktionsradius eines Schiffes. Sind die Vorräte aufgebraucht, muß es entweder zum Landstützpunkt zurückkehren oder auf See versorgt werden. Solche Kampfschiffe wie die KIEW, die fernab von ihren Heimatstützpunkten operieren, werden deshalb von Hilfsschiffen in See versorgt.

Die Klasse der Hilfsschiffe sind Bestandteil der Seekriegsflotte. Sie unterstützen wesentlich die ständige Gefechtsbereitschaft der Einheiten. Diese Schiffsklasse ist in verschiedene Unterklassen gegliedert, zu denen Werkstatt-, Bergungs- und Rettungsschiffe sowie Schlepper gehören. Tanker, Munitions- und Materialtransporter sowie Depotschiffe faßt man unter dem Begriff Versorger zusammen.

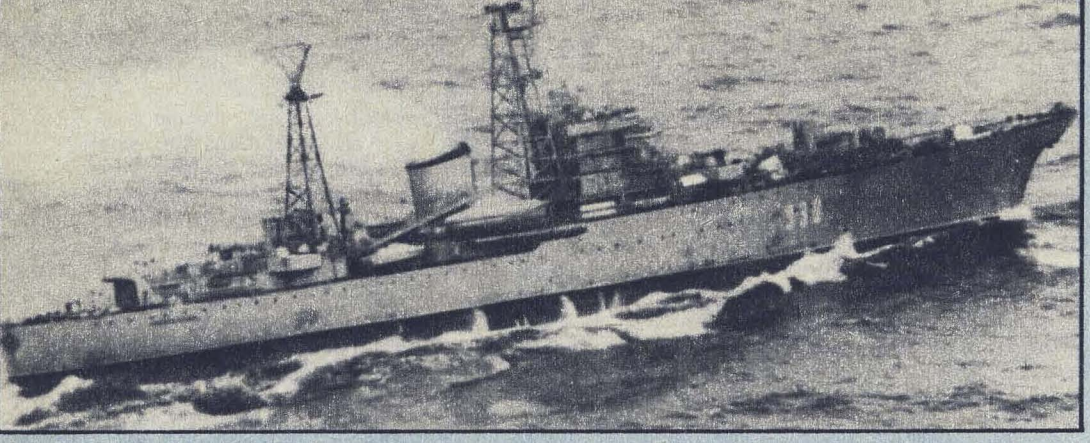
Zu den Hauptaufgaben der Hilfsschiffe gehören die Basierung der Seestreitkräfte, Instandsetzungs- und Reparaturarbeiten, Bergungsdienst, Schlepperhilfe und der Transport von Geschädigten und Kranken.

Depot- oder Mutterschiffe sind spezialisierte Einheiten für eine Schiffsklasse, wie z. B. für Schnellboote oder U-Boote. Die U-Bootmutterschiffe des Typs „Don" wurden Anfang der sechziger Jahre in Dienst gestellt. Mit einer Verdrängung von rund 6000 ts gehören sie heute zu den mittleren Hilfsschiffen der sowjetischen Seekriegsflotte. Sie haben verschiedene Krane, Winden und Spezialausrüstungen für U-Boote an Bord. Bewaffnet sind sie mit Geschützen mittleren und kleineren Kalibers. Nach der Modernisierung erhielten einige Schiffe achtern eine Hubschrauberplattform.

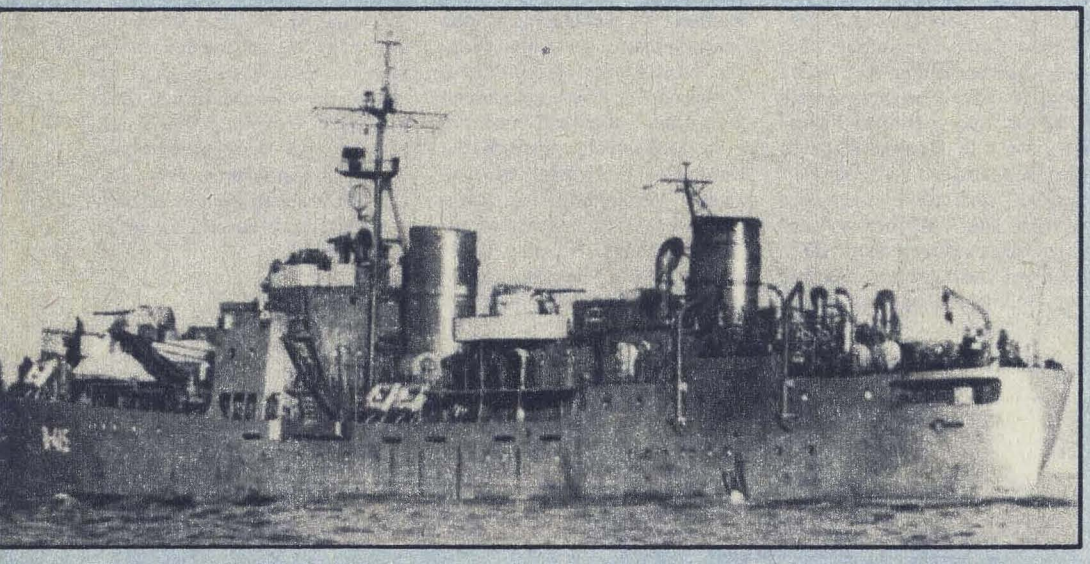
Die wachsende Größe der Kampfschiffe, die ständige Vervollkommnung ihrer Ausrüstung, die Vielfalt der verschiedenen Waffensysteme und die zunehmenden Entfernungen zu den Landstützpunkten führten in der sowjetischen Seekriegsflotte zum Bau von großen Hilfsschiffen, die viele Eigenschaften der einzelnen Unterklassen vereinen. Sie werden deshalb allgemein als große Versorger bezeichnet. Diese Einheiten führen sowohl flüssige Ladung als auch Stückgüter mit. Allgemein sind sie nach folgendem Prinzip gebaut: Achtern befindet sich eine Hubschrauberplattform für den bewährten Hubschraubertyp Ka-25. Der anschließende Decksaufbau nimmt die Abgasschächte und einen Gittermast auf. Auf dem obersten Deck sind Krane montiert. Mehrere Geschütze kleineren Kalibers sind an der Seite des Aufbaus installiert. Die Feuerleiteinrichtungen für diese Waffen liegen hinter dem Schornstein. Ein durchgehendes Oberdeck, das zwei getrennte Versorgungsplattformen bildet, schließt sich an. Ein großer Portalmast steht fast in der Mitte des ersten Versorgungsabschnitts. Davor sind zwei große Bordkrane aufgebaut. Die beiden Versorgungsdecks werden durch einen kleinen Aufbau getrennt, über den sich der zweite Portalmast erhebt. Der dritte Portalmast mit zwei Kranen schließt sich an. Auf dem weiter achtern liegenden Versorgungsdeck fallen eine Reihe von Tankverschlüssen und Ventilen auf. Im vorderen Deck befindet sich eine Ladeluke, die die darunter liegenden Versorgungsräume abdeckt. Auf der Back- und Steuerbordseite des Aufbaus stehen zwei motorisierte Beiboote. Auf dem Peildeck befindet sich der zweite Gittermast, der einen großen Teil der Antennen für die Funkmeßgeräte aufnimmt. Vor diesem Aufbau sind zwei Doppellaffetten installiert.

Ein solches Schiff ist durch ein System von Schotten in eine Vielzahl von Abteilungen getrennt, die die einzelnen Versorgungs-, Lager- und Vorratsräume für flüssige und feste Stoffe aufnehmen. Die Proviantlasten sind Kühlräume. Außerdem stehen Werkstätten zur Verfügung, die mit allen notwendigen Maschinen und Werkzeugen ausgerüstet sind. Ein umfangreiches Materiallager ergänzt diesen Abschnitt. In anderen Lagerräumen findet man Stückgüter, wie z. B. Gleit- und Wälzlager, Ersatzteile für Treibstoffpumpen, Konservierungsmittel, Rohre und Bauteile für die elektronischen Ausrüstungen. Auch Ersatzteile für leichte Waffen sind hier zu finden. Alles ist wohlgeordnet und in verschiedenen Regalen, Containern und anderen Lagereinrichtungen seefest verstaut. Dazwischen sind Gänge, wo moderne Transport-, Förder- und Hebemittel wie Bänder, Gabelstapler und Förderkörbe eingesetzt werden. In einem besonders geschützten Raum wird die Munition gelagert.

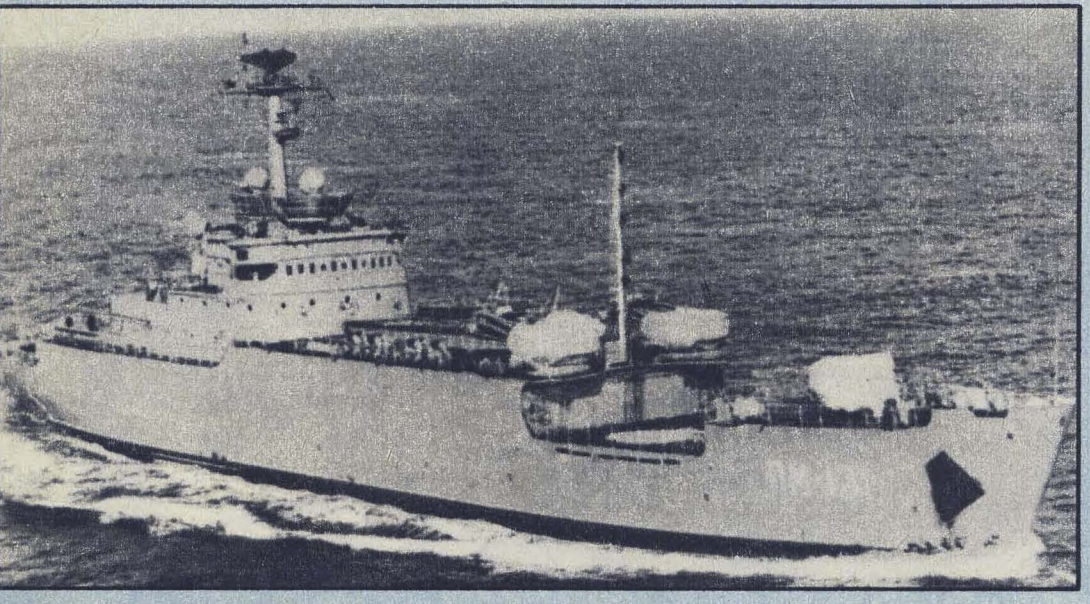
Daß die Unterbringung der Besatzung zweckmäßig und den Spezialaufgaben angepaßt ist, dürfte verständlich sein. Das ganze Schiff ist mit einer Klimaanlage ausgerüstet. Für die Funkkontakte, zur Navigation sowie Seeraum- und Luftüberwachung



U-Bootbegleitschiff



Depot- und Werkstattschiff



Transport- und Versorgungsschiff

stehen eine Vielzahl elektronischer Geräte zur Verfügung. Damit haben wir uns recht umfangreich mit den Einzelheiten vertraut gemacht.

Da inzwischen das Versorgungsschiff den Übergaberaum erreicht hat, können wir ein wenig die eigentliche Versorgung beobachten. Seit Stunden besteht bereits Funkverbindung und Radarkontakt mit der KIEW. Pünktlich taucht die Silhouette des großen UAW-Kreuzers über der Kimm auf. Das Schiff läuft von achtern an und geht auf Parallelkurs zum Versorger. Die Fahrt beider Schiffe wird während der Übergabe nicht unterbrochen. Alle wichtigen Faktoren, wie z. B. Geschwindigkeit, Kurs und Abstand zwischen den Schiffen sind vorher festgelegt worden. Die KIEW hat sich auf einen Abstand von etwa 80 m genähert. Jetzt müssen die beiden Schiffe solange auf dieser Distanz gehalten werden, bis die Versorgung abgeschlossen ist. Dieses Manöver ist eine außerordentlich hohe seemännische Leistung. Zunächst wird mit einem Leinenschußgerät eine dünne Verbindungsleine von der KIEW auf den Versorger gebracht. An dieser ersten Verbindung wird eine starke Trosse befestigt und vom Kampfschiff übernommen. Sie ist über einen Bordkran mit einer Winde verbunden, die automatisch den Trossenzug steuert. Erst jetzt werden die Schlauchleitungen übernommen und angeschlossen. Nach kurzer Verständigung beginnen Hochleistungspumpen ihre Arbeit. Während man auf dem Tankversorgungsdeck die Übergabe überwacht, ist eine zweite Verbindung hergestellt worden. An ihr soll ein Container mit Ersatzteilen für eine Kühlanlage an die Kiew abgegeben werden. Ein Bordkran hebt den Behälter aus der Luke und stellt ihn an Deck. Dort wird eine Traverse mit dem Container verbunden und an die Verbindungstrosse gehakt. Die automatischen Übergabeeinrichtungen reduzieren die Bewegungen der Schlauchleitungen und des Containers. Nach einiger Zeit ist auch die Treibstoffübergabe beendet. Die Schlauchleitungen und die Trossenverbindung werden unterbrochen und an Bord des Versorgungsschiffes zurückgenommen.

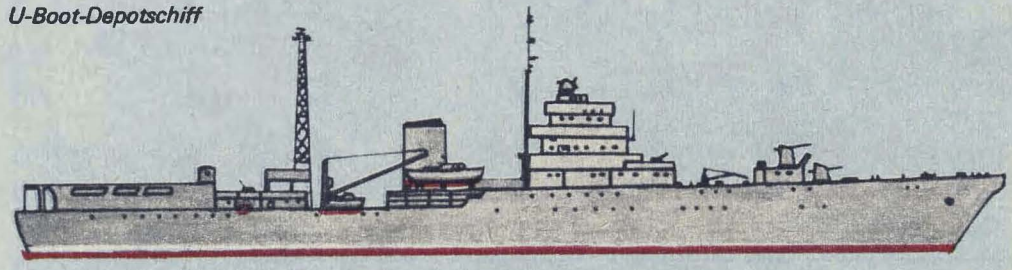
Der Übergabevorgang ist beendet. Über Funk verabschiedet sich der UAW-Kreuzer. Er kehrt zu seinem Verband zurück. Der Versorger läuft mit hoher Fahrt ab, denn es sind bereits neue Aufgaben festgelegt worden, die mit der gleichen Sicherheit und Zuverlässigkeit zu erfüllen sind.

B. Oesterle

Fotos: Archiv

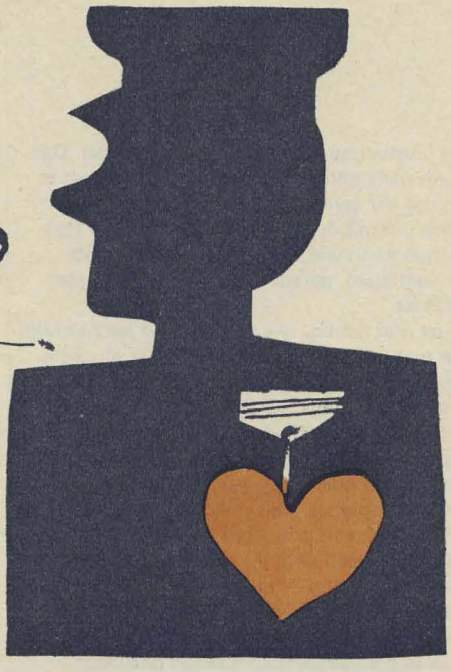
Zeichnungen: Autor

U-Boot-Depotschiff



U-Bootmutterschiff

Verständnis für Ausrutscher?



DIE AKTUELLE UMFRAGE

Verzeihen, Vergessen, Vertrauen und Verständnis gehören zur Liebe und machen sie wertvoll. Als wir Soldaten, Frauen und Mädchen nach ihrem Verhalten bei Ausrutschern des Partners befragten, wurde bei fast allen der „Ausrutscher" ausschließlich auf Untreue bezogen. Das ist offenbar das Nächstliegende bei solch einer Frage. Eine Beschränkung darauf wäre jedoch eine sehr enge Sicht. Also bohrten wir noch etwas tiefer. Dabei trat an die zweite Stelle der Bewertung, besonders durch Frauen und Mädchen, der übermäßige Genuß von Alkohol. Als weitere Fehlhandlungen wurden vorwiegend genannt: Arbeitsbummelei und Unpünktlichkeit, Feigheit und egoistische Verhaltensweisen, Lüge und Mißtrauen.

Bei uns in der DDR gibt es unverrückbare Maßstäbe der Ethik und Moral, für Anstand und gute Sitten. Aber diese Verhaltensnormen – die dem gesunden Empfinden der Mehrheit der Bürger unserer Republik entsprechen und von ihnen respektiert werden – sind dem Menschen nicht angeboren.

Es bedarf dazu des Einflusses der Gesellschaft – und auch des liebenden Partners. In der Zweisamkeit lernt man sich näher kennen, gewinnt den anderen nicht nur lieb, sondern sieht auch mitunter viel schärfer die Unebenheiten. Gabriele Hentschel (21), Studentin, liebt ihren Freund sehr, der zur Zeit Armeeangehöriger ist. Sein „Fehltritt" war der Rückfall zum Rauchen. „Bei seinem letzten Urlaub mußte ich feststellen, daß er wieder qualmt. Das war für mich eine Enttäuschung, denn er hatte es sich vor dem Wehrdienst mit meiner Hilfe abgewöhnt. Trotzdem werde ich nun deswegen von ihm nicht abrücken. Ich hoffe, daß er nach seiner Dienstzeit wieder mit dem Rauchen aufhört."

Unverzeihlich wäre für Anne-Katrin Patzig (24), Fachverkäuferin, wenn ihr Mann sie mit einer anderen Frau betrügen würde. Unpünktlichkeit hingegen könne sie bis zu einem gewissen Grade tolerieren. Etwas großzügiger reagierte Unteroffizier Michael Ruden (23): „Als ich im vorigen Jahr von Freunden erfuhr, daß meine Verlobte mit einem anderen Mann mehrere Tage zelten war, hielt ich unsere Liebe für gestorben. Trotzdem sprach ich im nächsten Urlaub mit ihr darüber. Sie sah ihren Fehler ein. Ich habe ihr verziehen, wenn es auch schwer fiel. Seitdem sind wir wieder glücklich zusammen und haben diese Geschichte vergessen." Wie wichtig Vertrauen zwischen Liebenden ist, berichtet Soldat Uwe Schulz (20): „Sabine schrieb mir über acht Wochen keinen Brief mehr. Enttäuscht wollte ich mich von ihr trennen. Später stellte sich heraus, daß sie schwer krank war und große Schwierigkeiten im Studium hatte."

Ein Kuß, den ein anderer Mann von Unterfeldwebel René Fabullis Frau erhielte, wäre seiner Meinung nach verzeihbar. „Mehr aber auch nicht!" Und auch der Gefreite Rolf Mattkay (26) verlangt konsequente Treue von sich und seiner Frau. In diesem Punkt läßt er keine Ausrutscher gelten. Die Technologin Renate Schirmer (23) bringt ihre Meinung auf eine kurze Formel: „Schlagen, eine andere Frau lieben, Lügen, Betrug, eine vorsätzliche Straftat." All dies könnte sie nicht entschuldigen. „Sich im Ton mal vergreifen und dem Partner beleidigende Worte an den Kopf werfen. Eine Notlüge, die danach eingestanden wird", dies würde Offiziersschüler Andreas Franke (21) hinnehmen, „jedoch nicht, wenn sie mit einem anderen Mann schlafen würde." Anja Brettschneider (19), Phonotypistin, wünscht sich Offenheit und Ehrlichkeit, auch wenn der Partner mal Dummheiten gemacht hat: „Mein Verlobter ist bei der Armee. Er schreibt und erzählt mir nur von seinen Erfolgen und guten Taten. Eines Tages erhielt ich einen Brief von seinem Kompaniechef, in dem er mich bat, Einfluß auf meinen Verlobten zu nehmen,

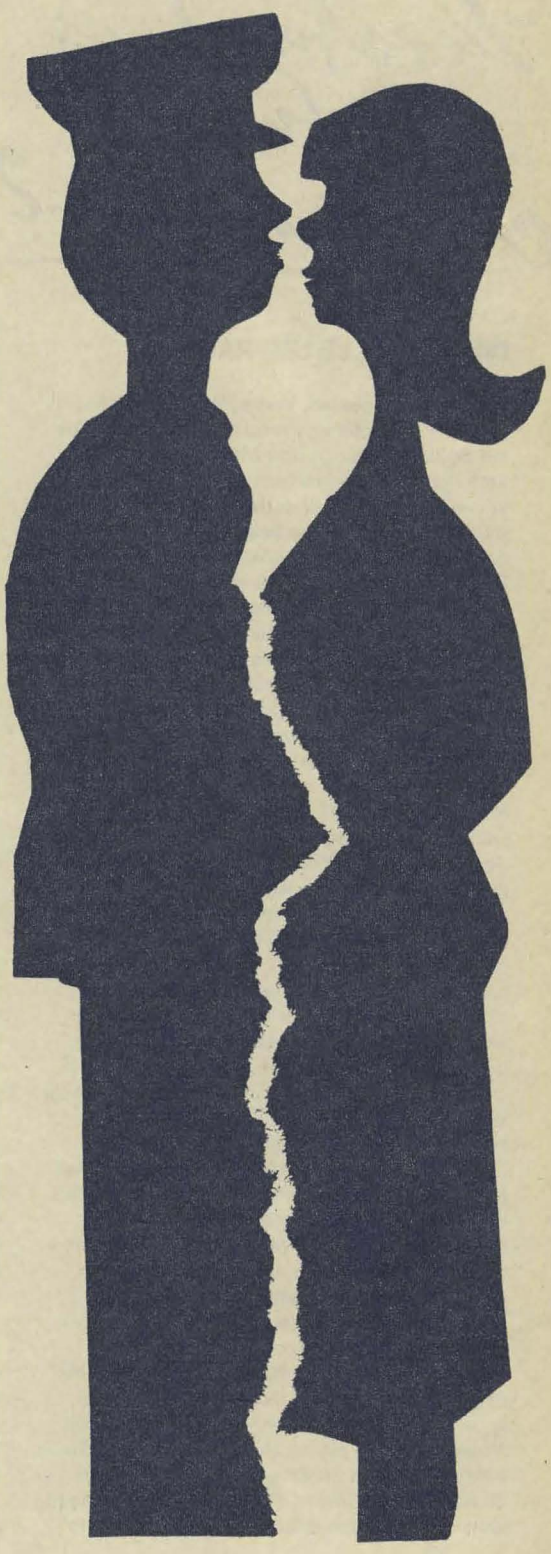
seine Leistungen hätten sehr nachgelassen. Das war ein ganz gehöriger Abrutscher, über den er nicht mit mir sprechen wollte. Er schämte sich einfach vor mir. Ich glaube, eine wirkliche Partnerschaft kann viel zu beider Erziehung und Reife beitragen, gerade wenn mal einer ausgerutscht ist."

Was ist nun richtig, wie tolerant und nachsichtig sollte man sein? Darauf wird es keine absolute Antwort geben, doch es lohnt sich, über das nachzudenken, was Offiziersschüler Karl-Heinz Lohmann (21) zu sagen hat: „Vorher lassen sich da große Sprüche klopfen, von wegen man könne diesen oder jenen Ausrutscher nicht verzeihen. Ein solches Pauschalurteil mag ja ein gewisser Rahmen sein, aber im konkreten Fall muß unter Beachtung aller Momente die eigentliche Entscheidung getroffen werden. Es kommt nicht nur darauf an, *ob* zum Beispiel die Freundin fremd gegangen ist, sondern vor allem *warum*, wie es in der jeweiligen Situation dazu kam, welche Begleitumstände es gab und welche Bedeutung man dieser Sache beimessen muß. Ich kenne viele, die sich nur von der jeweiligen Tatsache leiten lassen. Spielt da nicht ‚Besitzerehre' und gekränkte Eitelkeit eine Rolle? Ausrutscher sollte man eigentlich alle entschuldigen. Mit Liebe müßte das doch zu machen sein. So habe ich es bisher gehalten und damit keine schlechten Erfahrungen gemacht."

Auf die Frauen bezogen, bekräftigte Honorè de Balzac dies mit den Worten: „Lieben uns die Frauen, so verzeihen sie uns alles, selbst unsere Vergehen; lieben sie uns nicht, so verzeihen sie uns nichts, selbst unsere Tugend nicht."

Bei unserer kleinen Befragung wollten wir wissen, was begünstigend auf „Ausrutscher" wirkt.

Auf die Untreue der Männer bezogen, äußerten viele Frauen und Mädchen, daß die Wehrdienstzeit (lange Trennung) Vorschub dafür leiste. Mehrere unserer Umfragen haben sich mit solchen Meinungen bereits auseinandergesetzt. Auch Wissenschaftler, Künstler und Mediziner sagten dazu ihre Meinung. Zusammengefaßt kam immer wieder heraus: Eine Liebe, die solch eine Trennung nicht übersteht, ist keine Liebe. Nahe am Leben ist wohl das, was Sabine Herzberg (19), Verkäuferin, äußert: „Oft sind beide Partner am Danebentappen des anderen schuld. Hätte ich vor ein paar Tagen meinen Freund wegen einer Kleinigkeit nicht so angegiftet, wäre er bestimmt nicht in die Kneipe gegangen, um sich derart zu betrinken!" Schlechte Charaktereigenschaften führt Offiziersschüler Bernd Schneider (22) als Ursache für Ausrutscher an. „Ein Egoist, der nur auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse aus ist, der geht auch bedenkenlos mit einer



anderen Frau ins Bett." Unbegründetes Mißtrauen und Eifersucht sind schlechte Ratgeber. Diese Erfahrung machte der Gefreite Jan Frankowiak (21): „Solch eine Phase hatte ich zu Beginn meiner Armeezeit. Meine Freunde und Bekannten mußten mich über jeden Schritt von Ute informieren. Als sie das merkte, ging sie ganz bewußt mit einem anderen Jungen tanzen, küßte ihn sogar an diesem Abend. Erst später begriff ich meinen Fehler und wir sprachen uns aus. Ich bin nun geheilt."

Dem Teufel Alkohol schreibt Marlis Kühler (20), Kindergärtnerin, viele Schlaglöcher im Leben der Menschen zu. Die Soldaten Sven Jankowski (20) und Uwe Fröde (19) glauben den Folgen des Alkohols vorzubeugen, indem sie grüppchenweise ihren wohlverdienten Ausgang wahrnehmen. „Da paßt einer auf den anderen auf. Und schon mancher wurde daran gehindert, Mist zu machen."

Aber unser Bezugspunkt war das Leben zu zweit in Liebe. Und Liebe sollte die Fähigkeit einschließen, sowohl den anderen als auch sich selbst kritisch zu betrachten. Lyrisch drückt dies der Schriftsteller Helmut Hauptmann so aus:

„Denn daß wir einen Menschen verehren
und lieben, gerade diesen unter den
vielen Tausend, soll das ein Zufall
und nichts sonst als ein Zufall sein?
Uns betört ein junger Leib.
Die Wadenlinien, die Kehlen der Knie,
die Lippen, die Augen,
die Brüste vermögen unsere
Überlegungen einzuschränken.
Nicht aber auch zu schärfen und zu erhellen?"

Und man sollte noch etwas weiter gehen. Zum Beispiel wie Soldat Dr. Hartmut Berliner (26): „Liebe ist kein von gesellschaftlichen Interessen isoliertes Privatverhältnis, sondern unlösbar eingeflochten in die gesellschaftlichen Beziehungen mit allen daraus erwachsenden Pflichten und mit aller Verantwortlichkeit." Das schließt ein, daß es keiner Frau oder Freundin gleichgültig sein sollte, wie ihr Mann als Soldat seinen Mann steht. Zu diesem Gedanken äußert sich die Studentin Angelika Falkner (22): „Seit drei Monaten sind wir ein Ehepaar. Thomas ist seit November 1980 Soldat der NVA und hat sein Diplom bereits in der Tasche. Wir beide wußten, daß unser gemeinsamer Lebensweg mit der Bewährungsprobe Armeezeit beginnen wird. Wir wußten auch, daß es keine leichte Zeit sein wird. Besonders, weil wir einem freudigen Ereignis entgegensehen, der Geburt unseres ersten Kindes. Die bisher verstrichene Zeit unserer Trennung zeigte uns aber, daß gerade diese Vorfreude auf den Nachwuchs, das gegenseitige tiefe Vertrauen und die Achtung für den Mut und die Kraft, die wir beide aufbringen, unsere Verbindung noch enger werden ließ. Die schönen Stunden jedes Ausgangs von Thomas bewiesen, daß diese Zeit mit der notwendigen Einsicht und der Bereitschaft gut zu überstehen ist und unsere Ehe bereichert und festigt. Sollte es dennoch einen Ausrutscher, gleich welcher Art geben, würde ich nicht verurteilen wollen. Ein vertrauensvolles und sachliches Gespräch bewirkt viel mehr als eine geballte Ladung von Vorwürfen. Ich würde nach möglichen Ursachen suchen und auch mein bisheriges Leben dabei nicht außer acht lassen. Und dann sollten wir gemeinsam versuchen, den entstandenen Riß zu flicken, denn es ist unsere Ehe, es sind unsere Einstellungen und Vorstellungen vom Leben in unserer Gesellschaft. Darum zu kämpfen lohnt sich immer."

Ausrutscher, um die es in dieser Umfrage ging, sind doch nicht für das Wesen des jeweiligen Menschen bestimmend. Sie sind die Ausnahme und sollten deshalb weder über- noch unterbewertet werden. Folgt nach solch einem Fehlverhalten Einsicht und ist keine Wiederholung zu befürchten, dann wird der liebende Partner auch vergessen können. Vor allem sollten sich immer beide prüfen, ob nicht zum Versagen des einen auch der andere beigetragen hat.

Johann Gottfried Herder sah dies zu seiner Zeit etwas einseitig, nämlich so: „Jedes Weibes Fehler ist des Mannes Schuld." Und William Shakespeare trieb es noch weiter: „Eine Frau, die ihre Fehler ihrem Manne nicht zur Last zu legen versteht, die mag nur niemals ihr Kind selber stillen; sonst trinkt es die Dummheit mit der Muttermilch."

Wahre Liebe, die das Herz in der Tiefe bewegt – sei es die Liebe zwischen Mann und Frau, sei es die Liebe zu einer Aufgabe oder zu einem anderen hohen Ziel –, will immer mehr geben als empfangen. Vielleicht leidet der stärker Liebende mehr, aber er ist doch glücklicher als ein kaltherziger Egoist. Solche Liebe ist kein Rausch, sondern eine tägliche neue Aufgabe. Sie wird auch nicht an einem Ausrutscher zerbrechen.

Ihr Oberstleutnant

Wolfgang Matthées

An dieser Umfrage beteiligten sich: Angelika Falkner, Korvettenkapitän Bernd Fiedler, Feldwebel d. R. Michael Helbig, Hauptmann Karsten Parchmann, Feldwebel d. R. Harwin Böttcher und Fregattenkapitän Heinz Mattkay.
Illustration: Fred Westphal

Angriff zwischen Suez und Litani

Die Streitkräfte Israels, die Militarisierung des Landes

Eine kalte Dezembernacht. Gleich nach Einbruch der Dunkelheit hatte sich die Kolonne in Richtung Norden auf den Weg gemacht. Jeder der Soldaten trug 25 kg Gepäck bei sich, Waffen, Munition. Zwei Stunden später, nachdem sie die Grenze zwischen Israel und dem Libanon passiert hatten, erreichten sie den Litani-Fluß. Leise umgingen sie die Posten der hier stationierten UNO-Friedenstruppe, schlichen auf eine Hütte zu, in der sie eine Gruppe palästinensischer Widerstandskämpfer vermuteten.
Aus der Absicht, die Palästinenser mit einem Schlag niederzumachen, wurde jedoch nichts. Ein Posten hatte die Angreifer entdeckt. Salven aus Maschinenpistolen zerrissen die Stille. Bald mischte sich in das Bellen der MPi dumpfes Geschützfeuer. Die israelische Artillerie hatte eingegriffen und gab dem Kommandotrupp Feuerschutz.
Um vier Uhr morgens überschritt die Kolonne wiederum die israelisch-libanesische Grenze. Einen Toten und mehrere Verwundete führten sie mit sich. Dem israelischen Generalstabschef, Brigadegeneral Eytan, der sie an der Grenze erwartet hatte, meldete der Truppführer, zwölf Palästinenser seien getötet worden.
So endete Mitte Dezember 1980 eines jener Unternehmen, die heute – wie auch schon früher – eine der Haupttätigkeiten der Landstreitkräfte Israels sind: Nächtliche Überfälle auf benachbartes arabisches Land. Gleiches gilt für Marine und Luftwaffe. Ihre Ziele sind in erster Linie Flüchtlingslager und Dörfer im Libanon. Auf ihrer „Erfolgsliste" stehen Tausende ermordeter Zivilisten.
Überaus „stolz" ist die israelische Militärführung auf diese Überfälle. So schrieb im Oktober 1980 der stellvertretende Generalstabschef Brigadegeneral Yekutiel Adam: „. . . . unsere jüngsten Aktionen im Libanon haben den hohen Grad von Koordination zwischen den Teilstreitkräften und den Waffengattungen mit allen Teilen der Armee auf einem außerordentlich hohen Stand bewiesen." Israels Armee sei nun „mobiler und flexibler als je zuvor".
Aber gerade wegen dieser Aktionen, derer sich General Adam rühmte, waren Israels Armee und ihr Generalstabschef auch im eigenen Lande sehr unangenehm aufgefallen. Der Grund hierfür? Im Frühjahr 1978 waren die Truppen Tel Avivs weit in den Südlibanon vorgedrungen und hatten das gesamte Gebiet bis zum Litani-Fluß besetzt. (Erst Monate später mußten sie sich unter dem Druck der Weltöffentlichkeit wieder zurückziehen.) Mehr als ein Jahr danach kam eine grausame Mordtat ans Licht: Der 23jährige israelische Leutnant Daniel Pinto hatte mit seinen Männern in dem Dorf Ain Baal vier libanesische Bauern gefoltert, erwürgt und die Leichen in einen Brunnen geworfen. Als dieses Verbrechen aufgedeckt wurde, kam Pinto vor ein Militärgericht. Er wurde zum Soldaten degradiert und zu 12 Jahren Haft verurteilt. Da griff Generalstabschef Eytan ein. Er reduzierte das Strafmaß auf zwei Jahre. Schon nach einem Jahr jedoch bewegte sich Pinto wieder auf freiem Fuß. Und er war, wie sich herausstellte, kein Einzelbeispiel. Oberstleutnant Arye Sadeh war wegen Ermordung von Kriegsgefangenen im Südlibanon ebenfalls zum Soldaten degradiert und zu nur fünf Jahren Haft verurteilt worden. Auch in diesem Falle hatte General Eytan von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht, die Strafe auf zweieinhalb Jahre vermindert und Sadeh nur zum Major degradiert. Mord an Arabern, so erwies sich wieder einmal, ist für die israelische Armee ein Kavaliersdelikt.

Betrachtet man den Lebensweg von Generalstabschef Rafael Eytan und wirft man einen Blick auf die Geschichte der israelischen Streitkräfte, so zeigt sich dieser Zug von rücksichtsloser Gewalt schon seit Jahrzehnten.
Eytan war 1946 als 17jähriger der zionistischen Militärorganisation „Haganah" beigetreten. Sie war schon Anfang der 20er Jahre, bald nach Beginn der zionistischen Kolonisation in Palästina, gegründet worden. Die „Haganah" war zwar illegal, wurde jedoch von der damaligen britischen Kolonialmacht über lange Zeit hinweg geduldet und zeitweise sogar unterstützt. Eine ihrer Hauptaufgaben war es, die gewaltsame Vertreibung der palästinensischen Bauern von ihrem Boden und die Errichtung zionistischer Siedlungen militärisch abzusichern. Obwohl eine Untergrundorganisation, organisierte sich die „Haganah" wie eine reguläre Armee. Sie sammelte im Kampf gegen die palästinensischen Araber (während des arabischen Aufstandes von 1936 bis 1939) und gegen die britischen Truppen in den Jahren von 1946 bis 1947 militärische Erfahrungen. So verfügte der Staat Israel bei seiner Gründung am 14. Mai 1948 bereits über eigene qualifizierte Streitkräfte mit einem funktionierenden Reservesystem, mit Feldeinheiten (FOSH, 1936 gegründet) und Kommandoeinheiten (PALMACH), Anfängen einer eigenen Rüstungsindustrie sowie ersten Einheiten von Marine und Luftwaffe.
Schon vor dem zweiten Weltkrieg war die systematische Expansion das Hauptanliegen der zionistischen Militärdoktrin. Der spätere langjährige

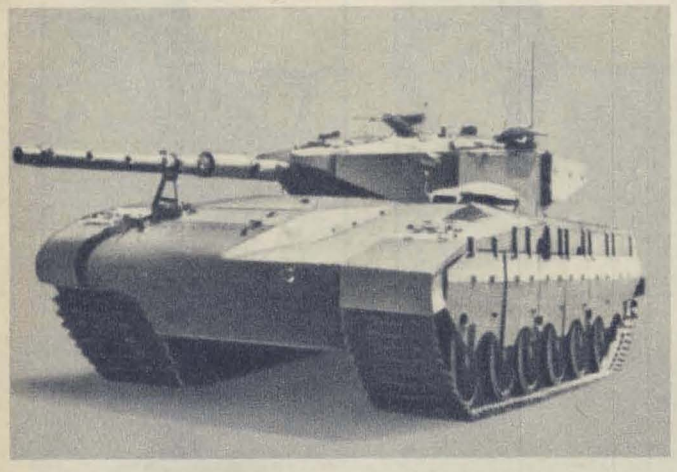
Israel verfügt über technische Voraussetzungen zur Produktion von Kernwaffen. Das dafür erforderliche Kernspaltungsmaterial wird in modernen Kernreaktoranlagen gewonnen.

Israels Armee

Ministerpräsident David Ben Gurion schrieb 1937, ein jüdischer Staat in Palästina mit einer „starken Armee" werde sich „nicht mit den eng gezogenen Grenzen zufrieden geben". Diese Strategie bestimmte das Vorgehen der israelischen Armee in den Jahren 1948/49, als sie einen Großteil Palästinas in den Staat Israel eingliederte und fast eine Million Palästinenser aus ihrer Heimat vertrieb; sie leitete die Streitkräfte Israels in der Suez-Aggression von 1956, im Juni-Krieg von 1967 und bei den ständigen Überfällen auf den Libanon. Darauf war auch der Aufbau der Armee ausgerichtet. Eine mit hochmoderner Technik aus den USA und aus eigener Produktion ausgerüstete Luftwaffe sowie Panzerverbände mit modernsten Waffensystemen bestimmten fortan das Profil der ZAHAL (offizielle Bezeichnung der Streitkräfte). Gehätscheltes Lieblingskind der Armeeführung sind die Fallschirmjäger, für deren Aufgaben und Einsatzprinzipien die Bezeichnung „Ranger" allerdings treffender wäre. Sie wurden zu Beginn der 50er Jahre unter dem Namen „Einheit 101" aufgestellt. Fast die gesamte israelische Armeeführung einschließlich des Generalstabschefs Eytan ist daraus hervorgegangen. In den Zeiten zwischen den „großen Kriegen" – offenen Aggressionen – trug die „Einheit 101" die Hauptlast der Operationen: Sie hatte über die Grenzen vorzustoßen, arabische Siedlungen anzugreifen, zu erobern und deren Einwohner zu vertreiben. 1954 wurde die „Einheit 101" in die Fallschirmjägereinheit 202 umgewandelt und in die Infanterie eingegliedert. Ihr damaliger Kommandeur Ariel Sharon erklärte dazu: „Nunmehr ist der Zeitpunkt herangereift, unsere Methoden und Prinzipien auf ZAHAL als Ganzes auszudehnen." Sha-

Offizielle Bezeichnung: Zavah Haganah Le Yisrael („Israelische Verteidigungsarmee"), abgekürzt ZAHAL. Gegründet wurde sie im Mai 1948 durch den Zusammenschluß der illegalen zionistischen Untergrundorganisationen „Haganah", „Irgun" und „Lehi".
Stärke (1979): 165000 Mann, davon 125300 Wehrpflichtige. 400000 Reservisten können innerhalb von 48 bis 72 Stunden mobilisiert werden.
Teilstreitkräfte: Heer: 18000 Berufssoldaten, 120000 Wehrdienstpflichtige, 375000 Reservisten. Marine: 3300 Berufssoldaten, 3300 Wehrdienstpflichtige, 11000 Reservisten. Luftwaffe: 19000 Berufssoldaten, 2000 Wehrdienstpflichtige, 27000 Reservisten.
Der obligatorische Wehrdienst beträgt für Männer 30 Monate, für Frauen 24 Monate. Männer gehören bis zum 45. Lebensjahr, unverheiratete Frauen bis zum 35. Lebensjahr zur Reserve. Die Einberufung zum Reservedienst erfolgt in der Regel einmal jährlich für ein bis zwei Monate. Alle Männer zwischen 45 und 49 Jahren gehören der „Zivilverteidigung" an. Jugendliche zwischen 14 und 17 Jahren gehören zur vormilitärischen „Gadna" (Abkürzung für Gdudei No'ar – „Jugendbataillone") und absol-

vieren alljährlich einen 11tägigen Grundausbildungskurs. Aus den „Gadna" wirbt man die Freiwilligen für Sondereinheiten, für den „Nahal" (dessen Aufgabe die Einrichtung von „Wehrdörfern" ist), für Fallschirmjäger, Luftwaffe und Marine.
Es besteht ein einheitlicher Generalstab für alle Waffengattungen, dem u. a. auch die Befehlshaber der vier Kommandobezirke angehören (Nördliches, Östliches, Zentrales und Südliches Kommando).
Der Kriegsminister hat außerordentliche Vollmachten. Er ist de facto Oberbefehlshaber der Streitkräfte und kann z. B. die Mobilisierung der Streitkräfte anordnen, ohne Regierung oder Parlament zu konsultieren. Ihm unterstehen auch die Militärgouverneure der besetzten Gebiete (für „Judäa" – das südliche Westjordanland – und „Samaria" – das nördliche Westjordanland) sowie die gesamte Rüstungsproduktion und die Flugzeugindustrie.



Aus der eigenen israelischen Rüstungsindustrie: der Jagdbomber Kfir und der mittlere Panzer MERKAVA

rons Leute übernahmen bald überall in der Armee Schlüsselstellungen. Rafael Eyton beispielsweise leitete 1956 die Eroberung des ägyptischen Mitla-Passes auf der Halbinsel Sinai. Er kommandierte im Juni 1967 jene Einheit, die als erste den Suezkanal erreichte. Er befehligte 1968 ein Kommandounternehmen gegen den zivilen Flugplatz von Beirut, bei dem fast die gesamte Zivilluftflotte des Libanon zerstört wurde.

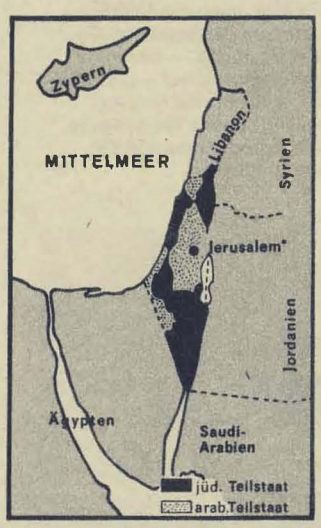
Seit Jahren unterliegt die israelische Armee einem ständigen Modernisierungsprozeß. Vor allem ein nicht abreißender Strom neuester Waffen aus den USA und eine sich schnell entwickelnde eigene Rüstungsindustrie machten ZAHAL zu einer der bestausgerüsteten Armeen der kapitalistischen Welt. Von 1948 bis 1980 erhielt Israel von den USA 15,6 Milliarden Dollar Militärhilfe. Für 1981 sind wiederum fast 2 Milliarden Dollar eingeplant. ZAHAL erhielt amerikanische Waffensysteme, die Washington nicht einmal seinen engsten NATO-Verbündeten zur Verfügung stellte.
Den Grund hierfür kann man der israelischen Zeitung „Jerusalem Post" vom 12. Oktober 1980 entnehmen: „Was Israel den USA geben kann", hieß es da, „und was diese von keinem ihrer künftigen Verbündeten in der Region erwarten können, ist eine hochausgebildete, gefechtserprobte, westlich orientierte und mit einer äußerst hochentwickelten militärischen Infrastruktur versehene Armee, der sich die Amerikaner im Augenblick der Notwendigkeit fast ohne jede Vorbereitung anpassen könnten." Israel diene „lebenswichtigen amerikanischen Interessen nicht nur in einem totalen Kriegsszenarium, . . . sondern auch als Abschreckungsmittel in der bevorstehenden Situation".

Israels Kriege

1948/49: Nachdem die zionistischen Streitkräfte bereits Ende 1947 Vorstöße gegen die von Arabern bewohnten Teile Palästinas unternommen hatten, erfolgte am 15. Mai 1948, am Tage nach der Proklamation des Staates Israel, eine formelle Kriegserklärung durch Ägypten, Jordanien, Syrien, Libanon und Irak. Im Verlauf des Krieges eroberte die israelische Armee große Teile des Territoriums, auf welchem entsprechend des UNO-Teilungsbeschlusses vom November 1947 ein arabischer Palästina-Staat entstehen sollte. Fast eine Million Palästinenser wurden während des Krieges aus ihrer Heimat vertrieben. Zwischen Februar und Juli 1949 kam es zu einem Waffenstillstandsabkommen zwischen Israel und den beteiligten arabischen Staaten.

Oktober 1956: Israelisch-britisch-französischer Überfall auf Ägypten. Israel besetzte die gesamte Halbinsel Sinai, die es unter dem Druck der UNO erst im März 1957 wieder räumte.

Teilungsplan Palästinas laut UNO-Resolution 181 (II) vom 29. November 1947



Territoriale Lage nach dem Waffenstillstand vom Jahre 1949.

Territoriale Lage nach der israelischen Aggression vom 5. Juni 1967.

** Der Stadtbezirk von Jerusalem wurde in der UNO-Resolution 181 (II) als Gebiet mit internationalem Sonderstatus vorgesehen.*

Juni 1967: Aggressionskrieg Israels gegen Ägypten, Jordanien und Syrien; Eroberung der Sinai-Halbinsel, des Gaza-Streifens, des Westjordanlandes und der Golanhöhen. Israel weigerte sich, die okkupierten Gebiete zu räumen. (Lediglich ein Teil der Sinai-Halbinsel kam nach dem Abkommen von Camp David 1979 wieder an Ägypten.)

Oktober 1973: Vierter israelisch-arabischer Krieg: Die ägyptische Armee durchbrach die israelischen Stellungen am Suez-Kanal und eroberte einen Landstreifen auf Sinai zurück. Die syrische Armee versuchte, die Golanhöhen zurückzugewinnen. Nach dem Waffenstillstand mußte sich Israel aus einigen Teilen des Golan zurückziehen.

März 1978: Israelischer Vorstoß in den Südlibanon und Versuch, die palästinensische Widerstandsbewegung im Libanon zu zerschlagen. Im Juni 1978 mußte Israel unter dem Druck der Weltöffentlichkeit die im Libanon okkupierten Gebiete wieder räumen.

Diese Rolle hat Israel in der Vergangenheit tatsächlich mehrfach übernommen. Immer dann, wenn es die USA aus kosmetischen Gründen vorzogen, selbst nicht in Erscheinung zu treten: Das inzwischen gestürzte Somoza-Regime in Nikaragua erfreute sich aktiver israelischer Militärhilfe in Form von Waffenlieferungen und Ausbildern, genauso wie die faschistische Junta in El Salvador, das chilenische Pinochet-Regime und das rassistische Südafrika. Allein 1980 erreichten die israelischen Waffenlieferungen an andere Staaten die Rekordsumme von 1,25 Milliarden Dollar.

Gegenwärtig sind die Hälfte aller Industriearbeiter des Landes direkt oder indirekt für die Rüstung tätig. Seit Jahren verschlingen die Militärausgaben mehr als 45 Prozent des gesamten Staatshaushaltes. Ob an der Spitze der führenden Parteien, in den großen Wirtschaftsunternehmen oder in der Regierung – überall haben ehemalige Generale das Sagen. Der langjährige Kriegs-, Landwirtschafts- und Außenminister Moshe Dayan war zuvor Generalstabschef. Der ehemalige Transportminister und Kriegsminister Ezer Weizmann war Kommandeur der Luftwaffe. Landwirtschaftsminister Ariel Sharon, der zunächst die „Einheit 101" geführt hatte, war später Kommandeur der Panzertruppen. Ex-Generalstabschef Itzhak Rabin war Ministerpräsident und ist jetzt an führender Stelle in der „Arbeiterpartei" tätig – und so könnte die Liste noch lange fortgesetzt werden.

Politik bestimmende Generale, hochmoderne Streitmacht, mordende Kommandos – das sind noch nicht alle Seiten von ZAHAL. Das Bild wäre unvollständig ohne die Besatzerrolle in den okkupierten Gebieten. Den israelischen Soldaten obliegt dort die Aufgabe, jeden Widerstand der Palästinenser zu brechen, die Bevölkerung einzuschüchtern und den Raub arabischen Bodens zu sichern. In den besetzten Gebieten sind die Offiziere der israelischen Armee zunehmend ein Bündnis mit rechtsnationalistischen Siedlern und mit zionistischen Terrorgruppen eingegangen. Mordanschläge gegen palästinensische Politiker wurden mit Waffen und Sprengstoff aus Armeebeständen ausgeführt – aber die Polizei ist angeblich nicht in der Lage, die Täter zu finden. Im Westjordanland wurden die Reservisten, die in „Wehrdörfern" in den okkupierten Gebieten wohnen, in Spezialeinheiten zusammengefaßt. Ständig bewaffnet, nehmen diese Reservesoldaten Unterdrückungsfunktionen wahr. Sie handeln mehr und mehr auf eigene Faust. Der Segen vom Generalstab ist ihnen sicher – Arabermorde sind ein Kavaliersdelikt.

In westlichen Massenmedien wurde Israels Armee jahrzehntelang als eine Art Wunder angepriesen, als ein Wunder nicht nur an Schlagkraft und Kampfbereitschaft, sondern auch geradezu als eine „moralische Anstalt", in der das Bild der Israeli von morgen geformt werde. Doch beginnt auch von diesem Bild in den letzten Jahren der Lack abzuplatzen. Es gibt Berichte über zunehmende Drogensucht unter den Soldaten. Und es gibt ein sich hier und da regendes Gewissen. Wehrpflichtige haben sich geweigert, in den okkupierten Gebieten als Besatzungssoldaten zu dienen, weil sie von den Offizieren gezwungen wurden, gegen die palästinensische Bevölkerung vorzugehen. Doch kann das keineswegs darüber hinwegtäuschen, daß die ZAHAL nach wie vor eine Gefahr für den Frieden darstellt. Und das nicht nur in den arabischen Ländern . . .

Klaus Polkehn

Fotos: ZB, Archiv

Gehören Geburtstagskinder vor die Front?

Können Ansichtskarten Einsichten vermitteln?

Regt ein summender Samowar zum Singen an?

Dürfen Pakete zurückgehalten werden?

Sind Küchenfrauen zugleich auch Blumenfrauen?

Finden Briefe an Unbekannte dennoch ihre Empfänger?

Die Fragen mögen seltsam erscheinen. Und möglicherweise erwartet mancher auf manche eine verneinende Antwort. Jedoch, es ist mitnichten so. Auf alle gibt es ein eindeutiges Ja. Gegeben von Soldaten und Unteroffizieren, die es wissen müssen. Aus eigener Erfahrung und eigenem Erleben. Mit dem auf diesen Seiten Abgedruckten schildern sie, was in ihren Kompanien Brauch und oftmals schon seit Jahren Tradition ist. Einer nennt es ganz einfach: „Das ist bei uns so Sitte." Daher die Überschrift.

Im Grunde sind die Antworten aus 10 Kompanien solche auf die Frage, wie man in sozialistischen Streitkräften miteinander umgeht – oder umgehen sollte, wo es daran noch ein wenig fehlt. Zwar gibt es Unterschiede in den Dienstgraden, ist der eine dem anderen Vorgesetzter oder Unterstellter, sind wir alle aber Klassengenossen. Und eben dieser Charakter unseres militärischen Dienens, daß wir Soldaten der Arbeiter-und-Bauern-Macht sind und die Waffe tragen für den Frieden, für das werktätige Volk, für den Schutz und die Verteidigung unserer sozialistischen Errungenschaften, all dies prägt unser Miteinander im militärischen Alltag. Darüber will AR, ausgehend gerade auch von den Beschlüssen des X. Parteitages der SED, in dieser Folge berichten. Alle AR-Leser sind aufgerufen, sich zu Wort zu melden. Und was ihre Erfahrungen, ihre Erlebnisse und Erkenntnisse betrifft: Nachmachen ist erlaubt und erwünscht.

Das ist bei uns

Schreiben Sie uns also:

**Redaktion „Armee-Rundschau",
1055 Berlin, Postfach 46 130**

**Kennwort:
Das ist bei uns so Sitte**

Was in 10 Kompanien so Sitte ist

Es war am dritten Tag meines Hierseins. Beim Morgenappell wurde ein Unterfeldwebel vor die Front gerufen, weil er Geburtstag hatte. Der Kompaniechef gratulierte ihm; mit sehr herzlichen und persönlichen Worten wie mir auffiel. Ganz schön, dachte ich, aber sicher macht er das nur bei Offizieren und Unteroffizieren. So war ich ganz überrascht, als mir eine Woche später zu meinem 20. Geburtstag das gleiche geschah. Außerdem bekam ich noch einen Blumenstrauß. Ich war richtig platt. Inzwischen weiß ich, daß diese Gratulationen hier schon lange üblich sind. Und zu „runden" Geburtstagen gibt es eben auch Blumen; meistens bringt sie Oberleutnant Wetzel sogar aus seinem Garten mit.
Soldat Henry Dörner

•

Wir sind eine Nachrichtenkompanie. Klar, daß da jeder Funker auch einigermaßen Russisch können muß, denn oft sind ja

so Sitte

Nachrichtenverbindungen mit den Freunden zu sichern. Aber wie das meistens so ist: das in der Schule Gelernte ist in irgendwelchen Gehirnwindungen verschwunden, und nun stehste da mit deinem Talent! Also ran und pauken, Vokabeln wieder aus dem Gedächtnis hervorkramen, Sprechübungen machen! Vor zwei Jahren kam unsere FDJ-Leitung auf die Idee, dazu ein paar Komsomolzen aus der Partnereinheit einzuladen. Wegen dem Dienst konnten sie aber nicht so oft weg, wie wir uns mit ihnen treffen wollten. So gingen wir meistens zu ihnen. Das war große Klasse und ist's immer noch. Die Runde versammelt sich um einen Samowar, wobei mittlerweile mehr gesungen als gesprochen wird. Es hat sich rausgestellt, daß beide Seiten dabei mehr lernen. Es ist lustiger und leichter und macht unheimlichen Spaß. Auch menschlich kommen wir uns so viel näher. Außerdem, wer bisher nichts vom Singen hielt, hat auch daran Geschmack gefunden. Vor ein paar Monaten haben wir uns für den Kompanieklub selber einen Samowar angeschafft. Auch hier wird gesungen. Russische Volkslieder in Originalsprache gehören natürlich dazu. Das Angenehme soll ja auch weiterhin mit dem Nützlichen verbunden sein.
Unteroffizier Gerd Heymann

•

Jedes Jahr gibt es bei uns mindestens einen Kompanieabend, zu dem wir unsere Eltern, Frauen oder Freundinnen einladen können. Diese lernen dabei unsere Vorgesetzten kennen, erfahren von ihnen und von uns, wie die Kompanie im Wettbewerb steht, und können selbst sehen, wie wir untergebracht sind und hier als Soldaten leben. Auch manche persönliche Frage läßt sich dabei klären. Ich finde, das ist eine gute Tradition. Die Mütter und Väter, die Frauen und Freundinnen haben dann mehr Verständnis für unseren Dienst, für unsere Probleme und auch dafür, wenn es mit dem Urlaub mal nicht so klappt.
Gefreiter H. Wenzel

•

Wenn man krank ist, lernt man manches mit anderen Augen zu sehen. Bisher war es für mich immer selbstverständlich gewesen, daß erkrankte Genossen im Med.-Punkt besucht werden oder wir ihnen schreiben, wenn sie in einem weiter entfernten Lazarett liegen; wir legen auch zusammen, um ihnen Obst, Säfte oder ein Buch mitzubringen. Nun lag ich selber einige Wochen im Lazarett. Dabei mußte ich feststellen, daß das, was bei uns als selbstverständlich empfunden wird, in anderen Einheiten leider nicht üblich ist.
Gefreiter Lothar Bröse

•

Ein Lob den Küchenfrauen unserer Grenzkompanie; seit Jahr und Tag bringen sie von zu Hause frische Blumen mit, um damit die Tische im Speiseraum zu schmücken. Selbst im härtesten Winter erfreuen sie uns mit blühenden Azaleen. Das ist ein Brauch, der uns über manche harte Stunde hinweghilft und uns das Gefühl des Bemuttertseins gibt.
Gefreiter U. Kahlenbach

•

Was kommt heraus, wenn ein Hauptfeld Ansichtskarten sammelt? Bei uns: eine ganze Tafel im Flur der Batterie, an der man besichtigen kann, was in vielen Teilen unserer Republik neu entstanden ist. Aus dem Hobby von Stabsfeldwebel Kreuß hat sich ein richtiger Batteriesport entwickelt. Alle Genossen schreiben ihren Angehörigen nach Hause, sie möchten ihnen neu herausgekommene Ansichtskarten schicken, also mit Bildern von Neugebautem, Restauriertem und Neuentstandenem, Fotos, die zeigen, was sich besonders in jüngster Zeit verändert hat. Das belebt übrigens auch den Politunterricht, zumal ja jeder auch noch was darüber erzählen kann; viele Genossen haben schließlich selbst auf irgendeine

Weise mitgeholfen, daß so viel Neues entsteht. Es kann einer sagen, was er will: auf diese Weise begreift man manchmal besser, wie es in der DDR vorangeht und damit auch, was uns zum militärischen Schutz anvertraut ist, als wenn man es nur irgendwo liest. Nebenbei bemerkt, einige Familienangehörige haben uns schon eigene Zeichnungen geschickt, weil es noch keine neuen Ansichtskarten von dem gab, was sich am Heimatort verändert hat. Ich weiß zwar nicht, ob unser Hauptfeld die später auch in seine Sammlung aufnimmt, aber prima finde ich's trotzdem.
Unteroffizier Gerd Schmidt

●

Ich weiß nicht, wie es anderswo ist, aber unsere Kompanie ist in der glücklichen Lage, schon eigene Veteranen zu haben. Zur Vorbereitung auf den 25. Jahrestag der NVA besuchte uns der erste Kompaniechef von 1956 und erzählte, wie es damals war. Vor dem Manöver „Waffenbrüderschaft 80" waren Reservisten hier, die an dem 70er Waffenbrüderschaftsmanöver teilgenommen hatten. Es ist nicht nur interessant, von ihnen zu hören, welche Bewährungsproben unsere Kompanie bestanden hat und wie fast immer alle militärischen Aufgaben erfüllt wurden, sondern spornt uns auch an, diese guten Traditionen fortzusetzen.
Feldwebel Olaf Kühl

●

Letztes Weihnachten war mein erstes in der Armee. Nur wenige konnten in Urlaub fahren, die Gefechtsbereitschaft ging vor. In der Kompanie hatten wir eine Weihnachtsfeier. Riesengroß die Freude, als jeder auf seinem Platz ein Paket von zu Hause vorfand. Der Politstellvertreter, Oberleutnant Spolla, hatte an die Eltern und Angehörigen geschrieben, ihnen erklärt, warum nicht alle Urlaub bekommen können, und vorgeschlagen, ein Weihnachtspaket zu schicken, das er bis zum 24. Dezember zurückbehalten und uns dann übergeben darf. Von den dienstälteren Genossen erfuhr ich, daß das hier in der Kompanie so Sitte ist. Überhaupt lassen sich unser Polit und die FDJ-Leitung immer wieder etwas einfallen, damit keiner zu Feiertagen oder am Wochenende Trübsal blasen muß. Im Sommer gibt es sonntags mitunter sogar ein gemeinsames Mittagessen in der kleinen Parkanlage vor unserer Kompanie . . .
Soldat Wolfgang Bähr

●

Als ich meinen Dienst in der Kompanie Möller antrat, bekam ich einen Brief von einem mir Unbekannten. Jeder, der ein paar Tage vor der Ankunft von uns Neuen in die Reserve gegangen war, hatte seinem Nachfolger etwas aufgeschrieben. Mein Vorgänger war der Gefreite Klaus-Uwe Drews aus Erfurt. In seinem Brief machte er mir Mut, erklärte mir, wer er sei und wie er sich erfolgreich bemüht habe, seinen Dienst gut zu machen; er habe alle Gefechtsschießen mit guten Noten erfüllt und sei Bester geworden. Er würde sich freuen, schrieb er zum Schluß, wenn ich ihm mal an seine Heimatadresse antwortete. In den 18 Monaten haben wir uns mehrmals geschrieben; im Sommer will ich ihn besuchen. Da diese Briefe an die neu in die Kompanie kommenden Soldaten hier schon Tradition sind, bekommt mein Nachfolger nun auch einen. Natürlich kann ich ihm gleichfalls mitteilen, daß ich mein Bestes gegeben habe, um als Soldat zu bestehen. Im Wettbewerb zum X. Parteitag der SED habe ich bei allen Gefechtsschießen die 1 geschafft. Der Höhepunkt meiner Dienstzeit war das Manöver „Waffenbrüderschaft 80". Ich erhielt das Bestenabzeichen und erwarb die Schützenschnur. Mein mir unbekannter Nachfolger nimmt einen Platz ein, auf dem sowohl Klaus-Uwe Drews als auch ich die uns übertragene Sache ordentlich gemacht haben. Das soll er wissen – und ich erwarte von ihm, daß er diese Tradition fortsetzt. Auch ich würde mich freuen, von ihm einen Brief zu bekommen und das von ihm zu hören.
Gefreiter Joachim Ätzler

●

Den Spruch, daß man aus dem Rathaus klüger herauskommt als man hineingeht, hatte ich schon gehört. Aber in Dresden, wo ich herkomme, war ich noch nicht dort gewesen; ich kannte bloß den Ratskeller. Jetzt bin ich in einer Funktechnischen Kompanie, weitab vom Schuß, wie man so sagt. Und so ist das Rathaus hier im Ort kein Rathaus, sondern nur ein Gemeindebüro. Trotzdem sind wir manchmal dort. Der Gemeinderat informiert uns über die Fortschritte und Probleme im Dorf und in der KAP, macht uns mit der Vergangenheit und Gegenwart des Ortes vertraut und setzt uns über die Perspektiven in Kenntnis. So wissen wir gut Bescheid, wo wir dienen und wie es hier aussieht. Als Großstädter war ich ziemlich erstaunt, was auch hier in diesem kleinen Dorf an durchaus Großem geleistet wird. Ein anderes Mal kommt der Gemeinderat dann zu uns in die Kompanie, wo wir berichten, wie wir unsere Aufgaben zur Überwachung des Luftraumes erfüllen, wo wir im Wettbewerb stehen, welche Probleme wir haben. Mir gefällt das alles sehr, weil wir hier doch für 18 Monate sozusagen Gemeindebürger auf Zeit sind. Wenn man mehr voneinander weiß, kommt man sich auch näher und fühlt sich im Garnison„dorf" wohler.
Gefreiter Bernd Kasel

Kampfhubschrauber der NVA vom Typ Mi-8
Foto: D. Christel

Seit vielen Jahren gehe ich beim Armeesportklub Vorwärts Oberhof ein und aus, aber dessen Physiotherapeutin kannte ich noch nicht. „Da sehen Sie mal, welch kleines Licht ich bin", meinte Angelika Bahmann, als wir uns einander vorstellten. Bahmann, Angelika – na klar, die Olympiasiegerin im Kajak-Einer der Frauen von 1972 auf dem Augsburger Eiskanal! Eine Olympiasiegerin und mir nicht bekannt –, ich war platt. „Macht nichts", begütigte sie, „unsere Disziplin ist nicht so populär. Und wenn schon mal im Fernsehen übertragen wurde, waren wir unter Helmen und Wellen kaum zu erkennen."

Ihren Mädchennamen trägt sie noch immer, obwohl sie nun verheiratet ist und nach patriarchalischem Brauch Bohnenstengel heißen müßte. „Dieser Name aber war mir zu lang, und so beschlossen wir, meinen zu tragen."

Vor nunmehr vier Jahren kam die Vogtländerin mit ihrem angetrauten Rainer, dem Kfz-Schlosser und einst aktivem Bohlekegler aus Greifswald, herauf zum Rennsteig. „Auf eigenen Wunsch." Seitdem hat sie, die Olympiasiegerin, unter ihren Händen auch Olympioniken wie Hans Rinn, Meinhard Nehmer und Margit Schumann gehabt.

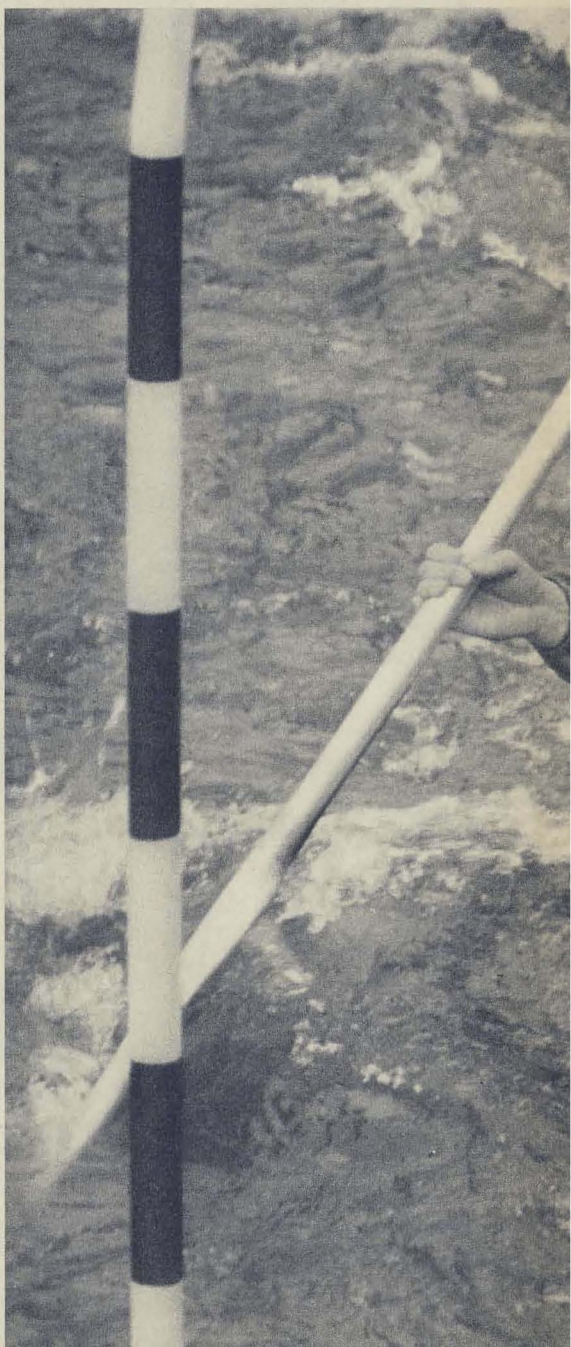
Wie lange mag's her sein, daß Angelika zum letzten Mal auf dem Siegersockel stand? „Es kommt mir nicht vor wie vier Jahre, mir ist's wie vorgestern." Ihren letzten Titel errang sie im Juli 1977 bei den Weltmeisterschaften im österreichischen Spittal. „Und mein Olympiasieg – Sie sehen es ja selbst, so oft werde ich an ihn nicht mehr erinnert."

1972 zum ersten und bisher einzigen Mal olympische Sportart, geriet der Kanuslalom schnell in den Schatten. „Wenn ich daran denke; Klaus Köste im Turnen oder Margitta Gummel, unsere Kugelstoßerin –, die kannte jedes Kind. Wir Kanuten hingegen gingen unerkannt durch die Massen. Vielleicht war's auch ein Vorteil; ich hatte halt mehr Ruhe, wenn ich mal durch die Straßen bummelte."

Angelika Bahmann, erste und einzige Olympiasiegerin im Einer-Kajak, wurde frühzeitig an ein Leben auf dem Wasser gewöhnt. Dreijährig etwa, durfte sie schon mit den Eltern hinaus auf erste Wanderungen im Faltboot, zunächst an die Talsperre bei Pirk, später zur Mecklenburger Seenplatte und zum Greifswalder Bodden. „Das war wunderschön. Ich habe damals Wald und See liebgewonnen, bin richtig naturverbunden geworden und bis heute so geblieben." Inzwischen hat sie auch ihrem Mann das Paddeln beigebracht. „Das war nicht schwer, er ist schließlich ein ‚Fischkopp'. Und so ziehen wir noch heute los in Urlaub und Freizeit."

Für den Winter aber haben sich beide auf ausgedehnte Skiwanderungen im Thüringer Wald eingerichtet. „Neblig oft, windig und kalt ist's hier oben. Aber hier möchten wir bleiben, dieses Oberhof finden wir nicht schlecht."

Schön fand es Angelika auch auf dem Wildwasser, als sich ihr der Vater als erster Übungsleiter widmete. „Zum Training ging es auf die Mulde bei Cainsdorf. Es war schwierig, und oft schwamm ich mehr, als daß ich paddelte. Der Gedanke aufs Aufhören aber kam mir nie, auch dann nicht, wenn ich pitschnaß war. Mich fesselten die vielen neuen Reize dieses Sports. So die wunderschöne Landschaft, von der die meisten Wildwasserstrecken umgeben sind; Gebirge mit hier und da noch verschneiten Gipfeln selbst im Hochsommer. Hinzu kommt das Sichständig-konzentrieren-müssen, dieses schnelle



Wenn man weiß, was man will

Reagieren auf das wilde Wasser zwischen dicken Steinen und engen Toren. Das ist gar nicht immer so genau zu berechnen. Und bist du zu langsam, dann macht das Wasser mit dem Boot, was es will, und du bist schneller darunter, als du denken kannst. Anfänglich machte mir da das Erlernen und schließliche Beherrschen der Kenterrolle ganz schön zu schaffen. Oft mußte ich schwimmend ans Ufer. Wofür mich einst meine Sportkameraden mit ‚Mobby Dick' verglichen, dem weißen Wal, der sich damals in die Nordsee verirrt hatte. Sie nannten mich fortan ‚Mobby', und mit dem richtigen schwamm ich nun um die Wette. Zwar blieb der Name, aber ich lernte und brauchte später kaum noch mit dem Kopf unterzutauchen." Vorstellbar, daß dennoch jeder Start im Wildbach für Angelika auch eine Mutprobe gewesen ist. „O ja, für Mädchen oder Frauen ganz bestimmt. Aber ich würde uns da mit den Skispringern vergleichen: Sie beginnen auf kleinen Schanzen, wir auf verhältnismäßig ‚ruhigen' Strecken. Aber man will sich steigern, schwierigeres ausprobieren. Und obwohl sich unser Sport manchmal gefährlich ansieht, gab es kaum jemals ernsthafte Verletzungen."

Es war im Frühjahr 1968, noch vor der Schneeschmelze, als Angelika ihre Plauener Oberschule mit einer Leipziger vertauschte und dort unter die Obhut der DHfK kam, sechzehnjährig. „Nicht in eine Klasse der Kinder- und Jugendsportschule. Eine solche wurde erst zwei Jahre später für unsere Sportart eingerichtet." Damit ergab sich manch Beschwerliches für das Mädchen: „Täglich nach der Schule aufs Rad und hinaus zum Bootshaus, zum Training. Fürs Erledigen der Hausaufgaben blieb nur wenig Zeit, zumal auch die Wochenenden häufig mit Wettkämpfen ausgefüllt waren. Und es fiel mir nicht leicht, abends dann – so abgespannt, wie ich war – noch die Schulbücher in die Hand zu nehmen. Auch fehlten da die Eltern, die mich zum Lernen hätten anhalten können. Ich war auf mich allein gestellt, und ich mußte mir immer aufs Neue einreden: Nicht ausweichen, sondern durchhalten, wenn du alles richtig packen willst! Da ist es wichtig zu wissen, wofür man sich einsetzt. Und daß man Wissen nicht für den Lehrer braucht. Ich hatte mich eben jeden Tag selbst zu überwinden . . . Einmal fragten mich Schulfreundinnen, wann ich denn abends schlafen gehen müsse. Das kontrolliere keiner so streng, winkte ich ab. ‚Auu', riefen sie, ‚da gehst du sicher jeden Abend aus.' Denkste! – abends bin ich todmüde ins Bett gesunken."

Angelika bestand ihr Abitur nach genau zwölf Schuljahren. „Wenn auch nur mit drei, so bin ich aber noch heute stolz darauf. Weil ein gehöriges Stück Arbeit dahintersteckte." Doch die Abi-Feier fiel für das Mädel in die eiskalten Fluten der Muota in der Schweiz. Prüfung in Alpengewässern gegen die Weltspitze. „Verbandstrainer Werner Lempert

„Heute kann ich's ja sagen . . ."

hatte lauter Neulinge in seiner Frauenmannschaft. Und er muß da wohl ein bissel skeptisch gewesen sein. Aber wir machten dann unsere Sache recht ordentlich, gewannen drei von fünf Rennen und hatten uns damit behauptet."

Als Angelika 1972 zu den Olympischen Sommerspielen fuhr, war sie schon Weltmeisterin. Als jüngste Starterin hatte sie 1971 auf der Passer in Norditalien im Kampf mit Stromschnellen, Walzen und Schwällen dieses Gebirgsbaches den Einzeltitel erobert und den Mannschaftssieg gleich mit dazu. Die Favoritin für den Augsburger Eiskanal? „Das dachten andere. Und ich? Vor Olympia war ich lange Zeit einfach nicht in Form. Dann die neue, künstliche Strecke . . . Also, ich bin nach Augsburg gefahren, um dort mein Bestes zu geben. Aber um zu gewinnen? Nein, ein solch kühner Typ war ich nicht. Aber ich konnte mich steigern, wenn ich Publikum sah. Ich hatte die Nerven dazu, im Wettkampf das Gelernte richtig umzusetzen. Und so hat es halt geklappt." Danach, ganz oben auf dem höchsten Treppchen, sei sie wohl recht fassungslos gewesen. „Heute kann ich's ja sagen: Meine Schwester hatte das Siegerinterview im Fernsehen verfolgt. Und sie fragte mich hinterher: ‚Sag mal, hattet ihr schon so viel gefeiert? Man hörte dich eigentlich nur lachen.' Aber dies war eben der Ausdruck meiner Freude, und es war wie ein Rausch. Den Sekt gab es erst am Abend, im Mannschaftsquartier des Olympischen Dorfes."

„Wenn man weiß, was man will. . ."

„Wenn schon, denn schon. . ."

An jenem Tag hatte man unsere Nationalhymne für Angelika Bahmann intoniert, „. . . für mich allein in die ganze Welt übertragen. Da macht es einen sehr stolz darauf, Bürger der DDR zu sein und zur Anerkennung unseres Landes so gut beigetragen zu haben, in diesem Bewußtsein leben zu dürfen."
Und immer dann, wenn diese Hymne erklingt, ergreift und bewegt ihre Melodie diese Frau heute ebenso wie gestern. Mit ihrer Arbeit beim ASK am Oberhofer Grenzadler ist sie sich selbst und dem Sport treu geblieben. Pflicht und Verpflichtung seien ihr nie eine Last gewesen, sondern hätten eher Spaß gemacht, meinte Angelika. Nur müsse jeder Mensch die richtige Einstellung zur guten Sache finden, dann gelinge sie ihm auch. „Wenn man weiß, was man will, und wenn man dafür konsequent arbeitet, bei Tiefpunkten nicht aufgibt, sondern gerade dann seine ganze Kraft für's Gelingen einsetzt und später auf Erfolgen sich nicht ausruht, geht's vorwärts. Auch sollte jeder wissen, was er von sich selbst halten kann. Zum Können gehört eben auch eine Portion Selbstvertrauen. Das hilft. Man muß nur daran glauben, darf sich nicht unterkriegen lassen."
Freilich, auch Temperament gehöre dazu. Aber das sei eine andere Frage, und es habe sich bei ihr erst spät entwickelt. „Ich hab' zur Schwester gesagt, dort liegt ein Osterei. Aber selber hingerannt bin ich nicht. So war das. Früher stand in jedem meiner Zeugnisse, ich sei zu ruhig. Später erst, bei Foren und Versammlungen, habe ich das Reden gelernt."

Perfekt, wie ich meine. Angelika Bahmann hat „Feuer", und das paßt, wie man sieht, recht gut zum Wasser. Kein Wunder, daß sie ihren Mann an der Ostsee fand. Warum mußte es gerade dieser sein? „Warum ein anderer? Er ist eben der Richtige."
Und als der Fotograf seine Bilder machen wollte, zog sie den Ehering aus der Kitteltasche – beim Massieren stört er – und steckte ihn an: „Wenn schon, denn schon; vielleicht ist die Hand mit drauf. . ."
Als wir uns verabschiedeten, saß das Vorzimmer voller Leute. Wintersportler, die auf Angelika warteten. Physiotherapeuten haben eben alle Hände voll zu tun.
Ganz zuletzt fiel mir noch was ein: „Alles noch einmal, wenn es darauf ankäme?" – „Ja!" versetzte sie. „Ohne Zögern alles noch mal so, wie es bisher war."
Und dann bearbeitete sie wieder ihre Kunden, Olympiasieger wie Bernhard Germeshausen und Frank Ullrich und solche, die das noch werden wollen. Jeden massiert Angelika Bahmann so, als sei es für ihn die letzte, vielleicht entscheidende Vorbereitung auf ein olympisches Finale. . .

Roland Sänger

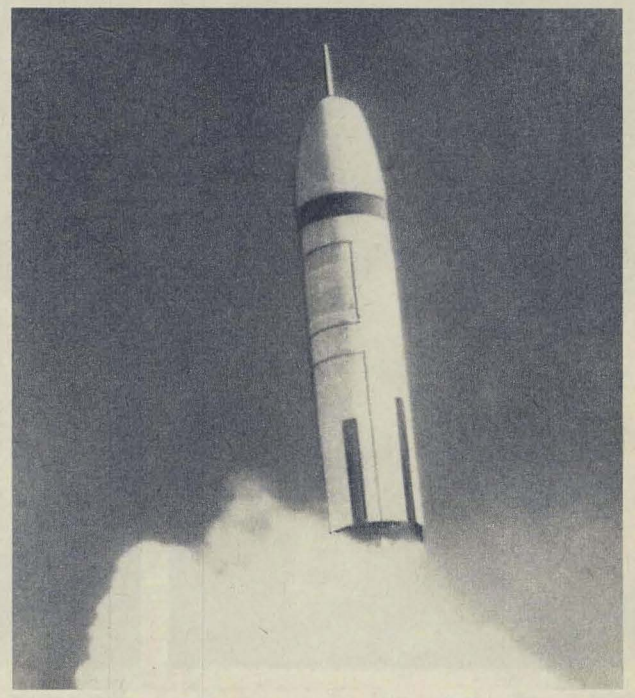
Fotos: Gerhard König (4), Klaus Schlage (1)

U-Schiff-Rakete „Trident I" (USA)

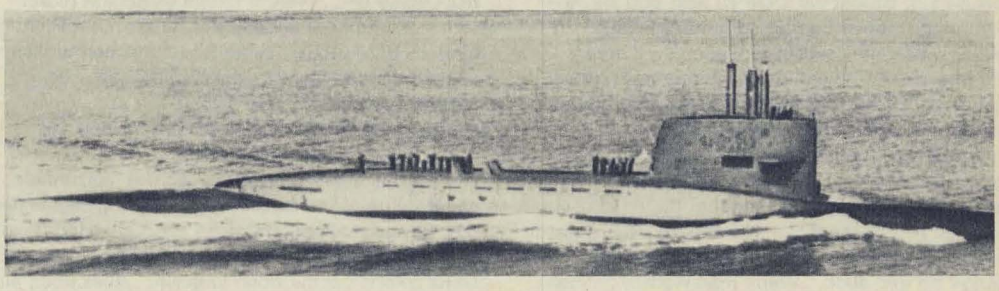
Taktisch-technische Daten:

Startgewicht	32 t
Länge	10,4 m
Durchmesser	1,8 m
Reichweite	7400 km
Antrieb	3 Feststoff-triebwerke
Gefechtskopf	8 Mehrfachsprengköpfe mit lenkbaren Einzelgefechtsköpfen

Nach „Polaris" und „Poseidon" ist das „Trident"-Waffensystem die dritte nordamerikanische Generation von seegestützten ballistischen Raketen. Als Träger dienen die nuklear angetriebenen neuen Unterseeschiffe vom Typ „Ohio", die 24 Raketen an Bord stationieren. Jedoch können auch U-Schiffe älteren Jahrganges auf diesen Raketentyp umgerüstet werden. Bereits in der Entwicklung – und als späterer Ersatz vorgesehen – befindet sich die „Trident II", die ein Startgewicht von 57 t und eine Länge von 12,8 m hat. Die Raketen werden unter Wasser gestartet. Neben den USA setzt die britische Marine dieses Waffensystem ein.



Nuklear-Unterseeschiff „George Washington" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Verdrängung	
Überwasser	6020 ts
Unterwasser	6700 ts
Länge	116,3 m
Breite	10,1 m
Tiefgang	9,1 m
Geschwindigkeit	
über Wasser	20 Knoten (37 km/h)
unter Wasser	30 Knoten (55,5 km/h)
Leistung des Dampfturbinensatzes	11030 kW (15000 PS)
Bewaffnung	16 „Polaris A3"-Raketen; 6 Torpedorohre
Besatzung	140 Mann

Die „George Washington" ist das erste nuklear-strategische U-Schiff der USA-Streitkräfte. Von der gleichnamigen Klasse wurden fünf Schiffe in den Jahren 1957 bis 1961 gebaut, sie nähern sich also dem Ende ihrer Dienstzeit. Zuerst wurden diese Einheiten mit der Kernsprengstoff-Rakete „Polaris A1" aus-, später auf die „A3" umgerüstet. Diese Rakete hat ein Startgewicht von 15,8 Tonnen und eine Reichweite von 4600 Kilometern.

Mittlerer Panzer T-62 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	37 t
Überschreitfähigkeit	2,85 m
Kletterfähigkeit	0,8 m
Watfähigkeit	1,4 m
Schräglagewinkel	30°
Steigwinkel	32°
Spezifischer Bodendruck	0,75 kg/cm²
Bodenfreiheit	0,43 m
Geschwindigkeit (Straße)	50 km/h
Fahrbereich	500 km
Antrieb	Dieselmotor W-55
Leistung	430 kW bei 2000 U/min
Bewaffnung	115-mm-Glattrohr-Kanone; 12,7-mm-Fla-MG; 7,62-mm-MG
Besatzung	4 Mann

Dieser Typ ist eine Weiterentwicklung des T-54/55, von dem er wesentliche Baugruppen übernommen hat. Allerdings ist er flacher als seine Vorgänger gebaut. Beim Fahrwerk fehlen die Stützrollen. Die mit Gummi belegten Scharniere der Ketten garantieren eine höhere Zuverlässigkeit und Nutzungsdauer. Der Rauchabsauger im ersten Drittel der Kanone ist verstärkt worden. Der Kampfwagen besitzt eine KC-Schutzvorrichtung und eine bordeigene Nebelanlage.

LKW 5 t (BRD)

Taktisch-technische Daten:

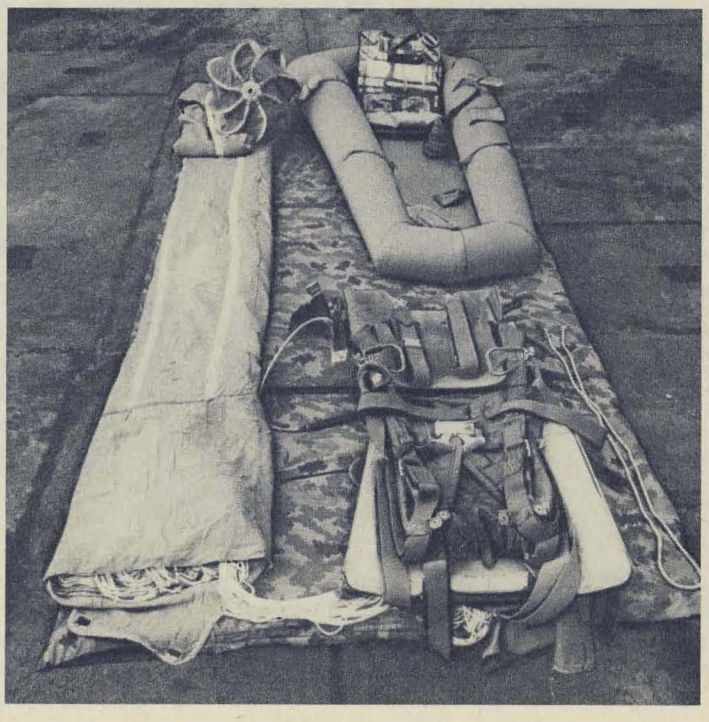
Gesamtmasse	12,2 Mp
Länge	7119 mm
Breite	2470 mm
Höhe	3330 mm
Bodenfreiheit	270 mm
Nutzlast	5400 kg
Höchstgeschwindigkeit	82 km/h
Fahrbereich	500 km
Antrieb	Dieselmotor OM 352A

Der Lastkraftwagen (Herstellerbezeichnung Daimler Benz 1017) wird zum großen Teil aus Serienbaugruppen der zivilen Produktion gefertigt. Er wird zur Zeit in der Bundeswehr eingeführt, und zwar hauptsächlich für Transportaufgaben im Hinterland. Der LKW wird in zwei Antriebsformen geliefert: 4×4 oder 4×2.

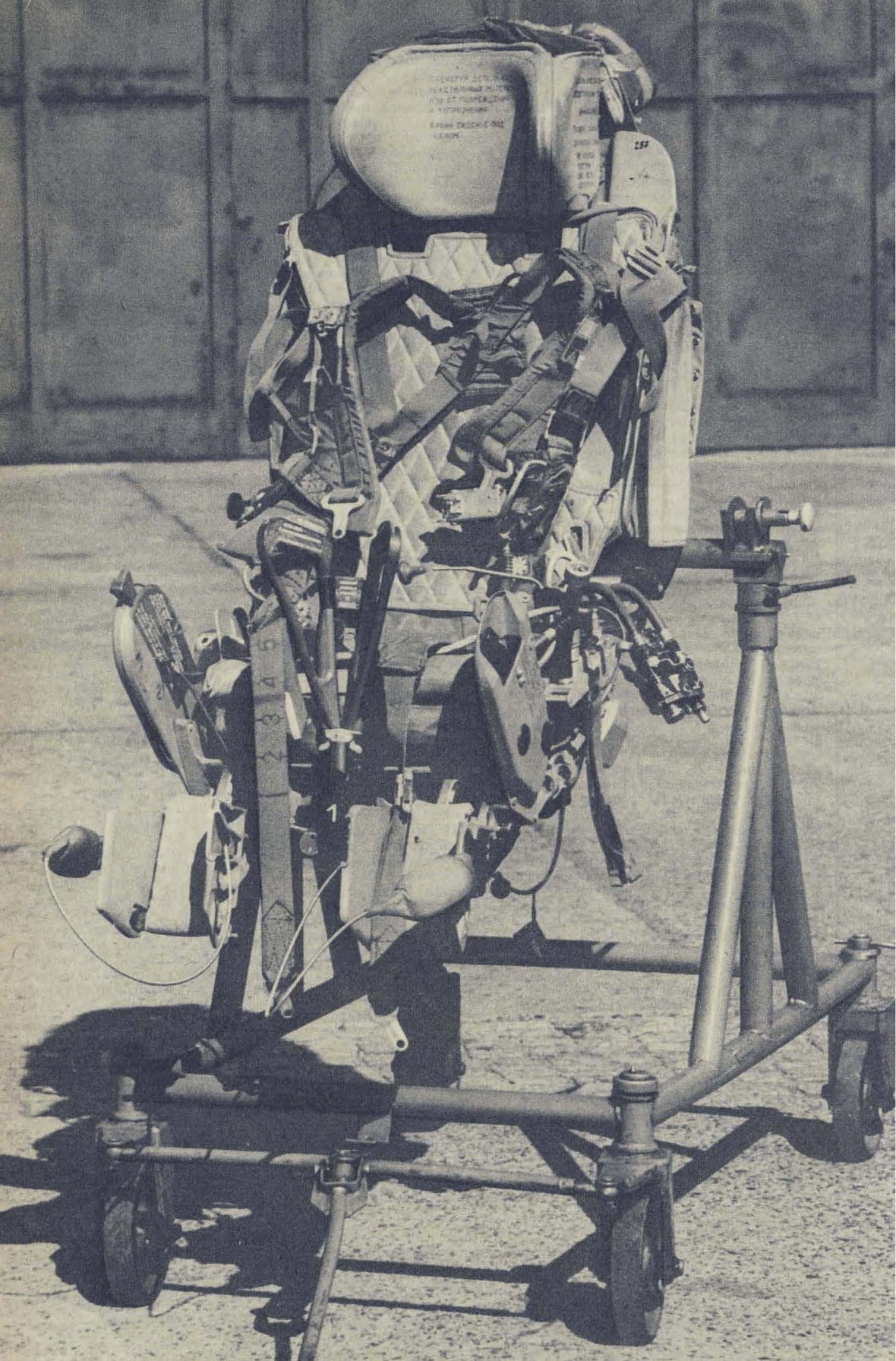
LEBENS RETTER

„Wie kann sich ein Flugzeugführer retten, wenn seine Maschine abstürzt?" Auf diese Frage von Holger Markowski aus Lübbenau wollen wir ihm und allen anderen interessierten Lesern antworten.

In Havariefällen, wie z. B. Triebwerkausfall in geringen Höhen durch Vogeleinflug, ist es dem Flugzeugführer möglich, die Maschine durch Katapultieren zu verlassen. Moderne sowjetische Jagdflugzeuge sind mit Katapultsitzen ausgerüstet; unser Foto zeigt einen Katapultsitz, der zu Kontrollarbeiten auf einem sogenannten Sitzwagen montiert wurde. Darauf angeschnallt, erfüllt der Jagdflieger in der Kabine des Flugzeugs seine Gefechtsaufgabe. Durch das Gurtzeug ist er fest mit dem Rettungsfallschirm in der Rückenlehne verbunden. Unter der Sitzfläche, in einer wannenartigen Vertiefung, befinden sich ein Schlauchboot und ein Notversorgungspaket; auch das Fallschirmsauerstoffgerät hat hier seinen Platz. Der blechverkleidete Hebel an der vorderen linken Sitzseite dient zum Einstellen der Schultergurte. Mit Hilfe des Griffes rechts kann sich der Pilot nach dem Katapultieren selbständig vom Sitz trennen. Mit dem Ziehen der wie zwei ungleichschenklig rechtwinklige Dreiecke aussehenden Griffe zwischen den Fußstützen löst er auf Befehl des Flugleiters oder nach eigenem Entschluß den Katapultiervorgang aus. In zeitlich genau programmierter Reihenfolge wird zuerst das Kabinendach abgesprengt, Armbegrenzer – rechts und links des Sitzrückens eingelassene Seitenlehnen – klappen vor, Seilzüge ziehen die Unterschenkel an die Fußstützen. Das geschieht alles automatisch, damit sich der Katapultierende nicht verletzt, wenn jetzt, ausgelöst von einer Pyropatrone und geführt an Stabilisierungsrohren, der Sitz aus der offenen Kabine geschossen wird. Hierbei wird der Flugzeugführer kurzzeitig mit einer Kraft in den Sitz gepresst, die mehr als dem Zehnfachen seines Körpergewichts entspricht. Deshalb spannt er vor dem Katapultieren sämtliche Muskeln und achtet darauf, daß der Kopf fest an der Kopfstütze anliegt, um ein Verletzen der Wirbelsäule auszuschließen. Daß der Flugzeugführer mit seinem Sitz nicht unkontrolliert durch die Luft torkelt, verhindern zwei Stabilisierungsschirme. Ein schon vor dem Flug eingestellter Zeitautomat gewährleistet das selbständige Lösen des Piloten vom Sitz sowie das Öffnen seines Rettungsschirmes. Das andere Foto zeigt auf einer Zeltplane ausgebreitet den in einem Verzögerungssack mit Hilfsschirm befindlichen Rettungsschirm. Daneben das Gurtzeug, worin sich der Flugzeugführer unmittelbar nach dem Einsteigen in die Kabine anschnallt. Die Gurte nehmen die entstehenden Kräfte beim Öffnen des Rettungsschirmes auf und übertragen sie auf seinen Körper. Das Retttungsschlauchboot wird noch während des Sinkens in der Luft mittels einer Kohlensäurepatrone aufgeblasen. Im Schlauchboot ist ein geöffnetes Notversorgungspaket zu erkennen. Es enthält u. a. Nahrungsmittel, Signalmittel und eine Notfunkstation.



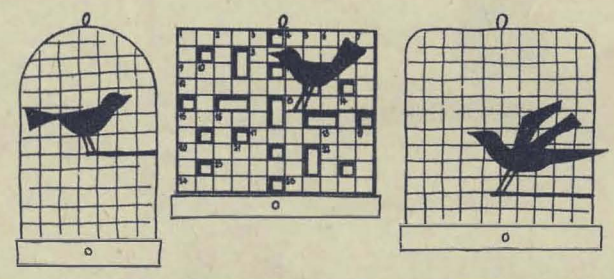
U. F./Fotos: Gebauer



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Disziplin des Gewichthebens, 5. Gestalt aus „My Fair Lady", 9. Lager-, Pfandschein, 13. Nebenfluß der Elbe, 14. plötzlicher Einfall, 15. Lederflicken auf dem Schuh, 17. Nagetier, 18. deutscher Bildhauer, gest. 1940, 20. altorientalischer Staat, 22. Laubbaum, 23. Feuchtigkeit, 26. Nordwesteuropäer, 27. Einheit der Arbeit und der Energie, 28. Sowjetbürger, 30. Huftier, 31. dänischer Dichter des vor. Jh., 32. der erste Tag im Januar, 35. Maurerwerkzeug, 38. Kanton der Schweiz, 39. Kraftfahrzeug, 41. Seil, 44. Windschatten, 46. Stadt im Bezirk Magdeburg, 48. nordamerikanischer Dichter des vor. Jh., 50. Grundbestandteil, 51. Königstochtochter der griechischen Sage, 52. Bühnenaufzug, 53. Gestalt aus „Rienzi", 56. Ferment des Wiederkäuermagens, 57. norwegischer Mathematiker des vor. Jh., 60. eine Gruppe stickstofffreier, in allen lebenden Zellen vorkommender chemischer Verbindungen, 61. Hufkrankheit, 63. Kuchengewürz, 66. Bühnengestalt Büchners, 67. Aufnäharbeit, 71. Laufvogel, 73. sowjetischer Schwarzmeerort, 74. elektrische Schaltung zum Messen von Temperaturen, 75. Brettspiel, 77. Ölbaumharz, 79. Nervenleiden, 82. geflochtenes Behältnis, 84. dichterisch für Wäldchen, 86. im Altertum Land in Südarabien, 88. oberitalienische Provinz, 93. äußerer Abschluß, 95. Studentenmagazin des Berliner Rundfunks, 97. Wohlgeruch, 98. englisches Bier, 100. Ladenauslage, 101. die Senkrechte zur Tangente, 102. Ladestraße, 103. Sahne, 106. persische Rohrflöte, 107. inneres Organ, 110. italienischer weiblicher Vorname, 112. Gemahlin des Zeus, 114. Atmungsorgan der Wassertiere, 118. Gestalt aus „Regina", 120. Meerenge zwischen Schwarzem Meer und Marmarameer, 122. bedeutender deutscher Dichter des 18./19. Jh., 125. Landschaft im West-Peloponnes, 126. Operette von Lehár, 127. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 128. fruchtbarer Wüstenstrich, 129. Stadt an der Elbe, 131. Bezeichnung, 134. ein Pinscher, 135. Seesäugetier, 137. Einfassungsbeet, 138. Zweiheit, 139. Ruhm, 140. kleiner Meereskrebs, 141. Strauchfrucht, 142. Material zur Kerzenherstellung.

Senkrecht: 1. Gestalt aus „Porgy und Bess", 2. Offiziersdienstgrad, 3. südfranzösische Hafenstadt, 4. Drama von Ibsen, 5. griechischer Buchstabe, 6. Metallmischung, 7. elektrischer Fisch, 8. Gestalt aus „Die Landstreicher", 9. europäischer Süßwasserraubfisch, 10. Ansprache, 11. Überblick, Leitfaden, 12. Sportart, 16. Salzsee östlich von Wolgograd, 19. lyrische Dichtform, 21. Gesichtsausdruck, 22. Grasland, 24. Stahlplatte mit Versteifungen, 25. oberer Teil der Lithosphäre, 28. Nachlaßempfänger, 29. Alkaloid, 33. Einsiedler, 34. nomadisierendes Turkvolk im Altertum, 35. Insel im Mittelmeer, 36. Fett von der Bauchwand des Schweins, 37. altgriechische Philosophenschule, 38. Ruhemöbel, 40. Halbedelstein, 41. Körper, 42. Republik in Südasien, 43. Tanzschüler, 45. Olympiasiegerin im Eissprint 1980, 47. nordungarische Stadt, 49. Hafenstadt in Algerien, 54. italienischer Maler des 16./17. Jh., 55. Gestalt aus „Wale, Liebe und Matrosen", 58. russisches Saiteninstrument, 59. Gesangsstück, 61. Schriftsteller, NPT, gest. 1979, 62. Offiziersdienstgrad, 64. glatte Glasfläche, die Strahlen zurückwirft, 65. literarische Fehde, 68. Stadt in Colorado (USA), 69. Kräuselstoff, 70. mittelenglischer Fluß, 72. Skulptur des Naumburger Doms, 73. griechische Göttin, 76. Pampashase, 78. sagenhafter Keltenkönig, 80. musikalisches Bühnenwerk, 81. Grundbaustein der Elemente, 83. Siegelmarke, 85. Flußmuschel, 86. Felstrümmer, 87. Hauptstadt der Lettischen SSR, 89. Titel eines beliebten Evergreens, 90. Hafenmauer, 91. ägyptischer Staatsmann, gest. 1970, 92. afrikanisches Liliengewächs, 94. Vorraum, 95. feststehendes Seezeichen, 96. Backmasse, 98. Gestalt aus „Nabucco", 99. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 104. Gondellied, 105. Nutzpflanze, 108. Gegenstand der Verehrung, 109. Ölpflanze, 111. größter norwegischer Dramatiker, 113. Grünfläche, 115. Gestalt aus „Wallenstein", 116. holländischer Maler des 17. Jh., 117. Riesentintenfisch, 119. Haupt-, Leitgedanke, 120. Summe, 121. mineralische Ablagerung aus Quellen, 123. Ort im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 124. Norm, Richtschnur (Mhz.), 129. niedere Wasserpflanze, 130. Planet, 132. griechischer Gott, 133. eine der Gezeiten, 135. jugoslawische Insel, 136. Lebensgemeinschaft.



Preisfrage

Die Buchstaben in den Feldern 58, 43, 122, 74, 50, 101. 67, 104, 7, 100, 42, 88. 62, 50 und 79 ergeben in dieser Reihenfolge eine begehrte Soldatenauszeichnung. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 3. 6. 1981. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 6/81.

Auflösung aus Nr. 4/81

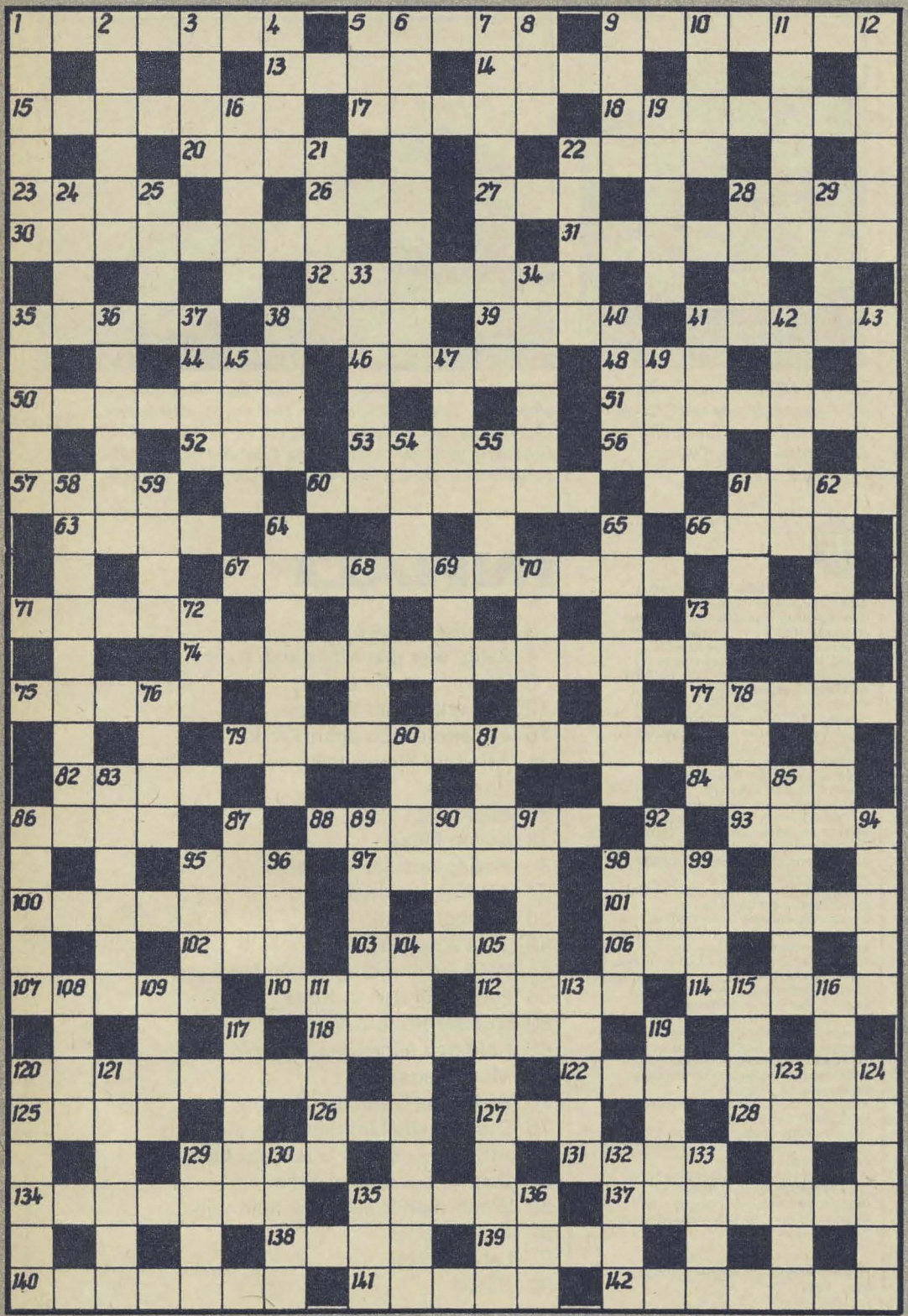
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Regiment nebenan. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Stake, 4. Eros, 7. Sekt, 10. Arnim, 13. Gal, 14. Dakar, 15. Inn, 16. Amara, 17. Abel, 19. Loge, 21. Kante, 22. Reno, 23. Opa, 25. Erde, 26. Ebert, 29. Renette, 32. Riese, 35. Lore, 36. Gral, 37. Uran, 39. Arar, 40. Bar, 42. Etzel, 45. los, 47. Serena, 49. Ana, 50. Mal, 52. Editor, 55. Ader, 56. Kai, 57. Oste, 58. Arsen, 59. Steig, 60. Apis, 62. Ida, 64. Iris, 66. Edessa, 67. Irkutsk, 70. Sattel, 71. Entree, 74. Entente, 78. Oparin, 81. Tar, 83. Ras, 85. Tran, 86. Gneisenau, 87. Elam, 88. Gas, 89. Tef, 91. Kamera, 93. Torpedo, 97. Eisner, 100. Selene, 102. Arsenal, 106. Laurin, 108. Iler, 109. Ara, 110. Isel, 111. Raste, 112. Spann, 113. Saco, 115. Gut, 116. Etat, 118. Elemer, 121. Nie, 123. Eos, 125. Gewehr, 128. Ale, 129. Trass, 131. Ora, 132. Kuba, 134. Gabe, 136. Senn, 138. Rabe, 141. Abart, 143. Amalgam, 146. Meter, 147. Ines, 149. Lei, 150. Saga, 152. Tasse, 153. Real, 155. Siel, 157. Roman, 158. Fan, 159. Leben, 160. Goa, 161. Nante, 162. Emil, 163. Hase, 164. Tenor*

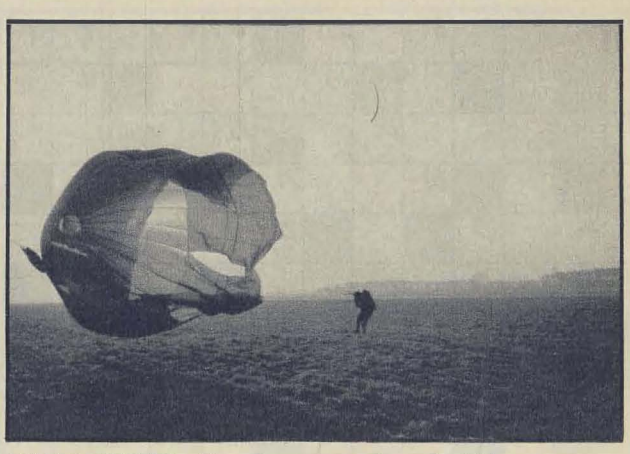
Senkrecht: *1. Stapel, 2. Araber, 3. Egart, 4. Elan, 5. Ode, 6. Salon, 7. Salat, 8. Ero, 9. Tier, 10. Anker, 11. Nenner, 12. Mieter, 18. Bora, 20. Geer, 24. Pelz, 27. Bote, 28. Rebe, 30. Elen, 31. Tula, 33. Iasi, 34. Sago, 36. Grad, 38. Niet, 41. Ananas, 43. Taktik, 44. Emirat, 46. Odessa, 47. Stakete, 48. Respekt, 49. Arasi, 51. Logik, 53. Trester, 54. Ragulin, 61. Paket, 63. Duse, 65. Issos, 68. Ren, 69. Set, 72. Norma, 73. Rente, 74. Ernst, 75. Trier, 76. Niete, 77. Erato, 79. Agens, 80. Irade, 82. Aga, 84. Aue, 88. Gabel, 90. Feile, 91. Kaserne, 92. Melisse, 94. Ohr, 95. Pier, 96. Dia, 98. Normale, 99. Rentner, 101. Niesel, 102. Argon, 103. Sänger, 104. Nantes, 105. Limes, 107. Alster, 114. Areg, 117. Agon, 119. Laub, 120. Maar, 122. Item, 124. Ossa, 126. Ware, 127. Hebe, 130. Ahle, 132. Kanton, 133. Bansin, 135. Base, 137. Emse, 139. Ataman, 140. Erkner, 142. Tiefe, 144. Allel, 145. Giseh, 146. Marat, 148. Erne, 151. Alge, 154. Ali, 156. Ina.*

Die Gewinner *unserer Preisfrage in Heft 12/1980 waren: Soldat Michael Kresse, 4026 Halle, 25,– M; Marion Priewich, 3304 Gommern, 15,– M; Carsten Reinhardt, 9001 Karl-Marx-Stadt, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



UNSER TITEL: Exerzieren bei der Ehrenkompanie der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Foto: Oberstleutnant E. Gebauer



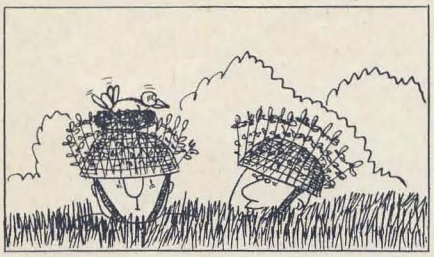
UNSER POSTER: Eine Szene aus dem Ausbildungsalltag der Fallschirmjäger der Nationalen Volksarmee. Unmittelbar nach dem Aufsprung gilt es, sich schnell vom Fallschirm zu lösen und auf die Erfüllung der Kampfaufgabe zu konzentrieren. Foto: Oberstleutnant Gebauer

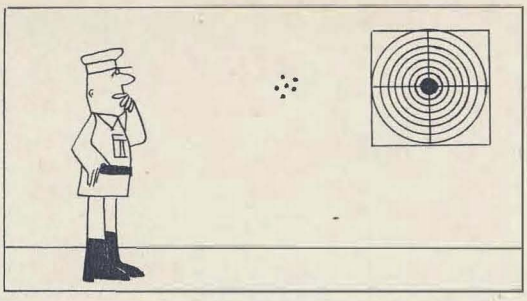
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 430 0618.
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 1040 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-7010 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

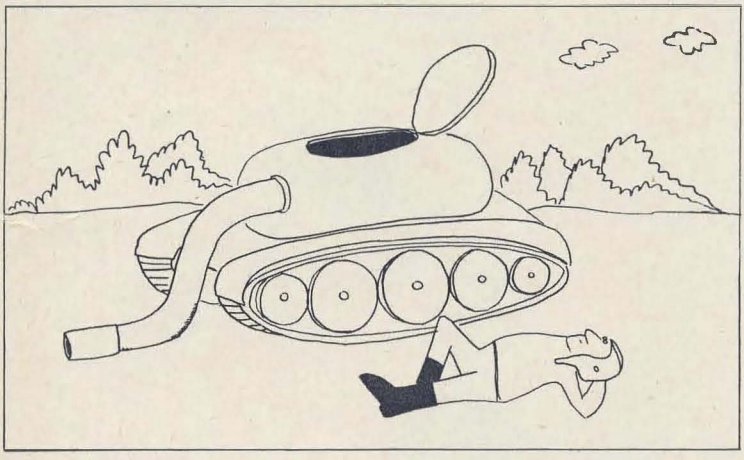
Redaktionsschluß dieses Heftes: 27. 2. 1981

INHALT

3 Was ist Sache?
4 Selig, wer des Mai's sich freut
6 Warum gerade er?
12 Das erklärbare Wunder
16 Er nannte sich auch Karski
21 AR-Foto-Preisrätsel
22 Postsack
26 Bildkunst
28 Kleine Flitzer
30 Präsentiert das Gewehr!
34 AR international
36 Gut bei Puste
40 „Die Armee spielt!"
45 Waffensammlung/Geländewagen
54 Entdeckungen in Kuba
60 Nur die Ruhe bewahren
66 Soldaten schreiben für Soldaten
68 Mini-Magazin
70 Wenn der Versorger kommt
75 Die aktuelle Umfrage
78 Angriff zwischen Suez und Litani
84 Das ist bei uns so Sitte
88 Wenn man weiß, was man will
92 Typenblätter
94 Lebensretter
96 Rätsel



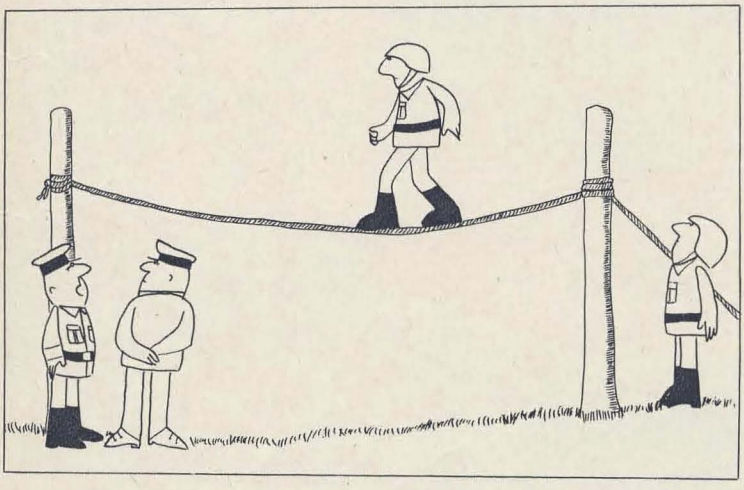




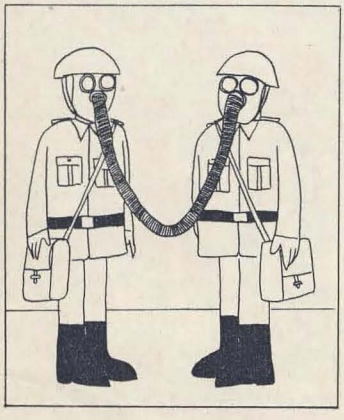
Rast

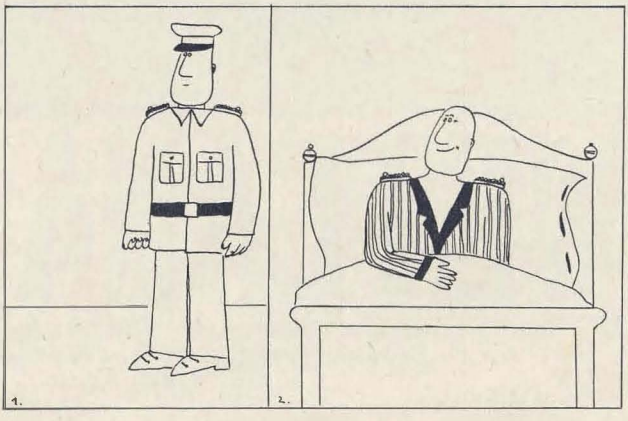
Lustig war's auch

erinnert sich
Uffz. d. R.
Egon Neumann



„Er war früher Artist,
Genosse Hauptmann!"





ar
31036
ISSN 0004–2277

SWETLANA TOMA

DIE SOWJETISCHE HAUPTDARSTELLERIN DES FILMS
„DAS ZIGEUNERLAGER ZIEHT IN DEN HIMMEL"

FOTO: GÜNTER LINKE